

# VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 30. Man abonniert bei allen Postanstalten und Buchhandlungen. Berlin, 3. August 1896. Vierteljährlich 2 1/2 Mark. Monatl. erscheinen vier Nummern. 42. Jahrg.

## Schmetterlingsjagd.

Erzählung von Klaus Rittland.

(2. Fortsetzung aus Nr. 28, S. 339.) Nachdruck verboten.

Ottile Keller beschäftigte sich unterdessen mit Hans; sie erzählte ihm schöne, wunderbare Rittergeschichten, die er mit glänzenden Augen und offenem Munde vernahm. Der Konfuz hingenen ließ sich von der alten Exzellenz das Gesecht bei Kissingen schildern, an dem ihr seliger Gatte teilgenommen hatte. Ihr Zuhörer, der zwar erst tagszuvor in einem Geschichtswerk Ausführliches darüber gelesen, schien mit sichtlichem Interesse zu lauschen.

„Also hier auf dieser Seite des Flusses stand die preussische Division Göben,“ erklärte die Generalin mit so vernehmlicher Stimme, daß eine unten just vorbeiwandernde Familie ganz erschreckt nach dem Turm hinaufstarrte, „die zehn Bataillone der Generale Wrangel und Kammer waren zum Sturm auf Kissingen bestimmt. Der Ort wurde durch den bayrischen General Zoller mit acht Bataillonen besetzt. Dort östlich, bei Münsterstadt, standen noch die Generale Föder und Stephan und hielten bedeutende Reservetruppen bereit. Ein Bataillon hielt die Brücke von Waldbach, und drei Bataillone standen dort hinten stromaufwärts, bei Hausen. So waren die Bayern imstande, in kurzer Zeit gegen einen Angriff auf Kissingen drei und eine halbe Division zu versammeln — und denen stand die Division Göben allein gegenüber. Die Preußen, die zuerst nicht über die Saale hinüber kommen konnten, entdeckten — dort, sehen Sie, in jener Richtung muß es gewesen sein! — die Ueberreste einer zerstörten Brücke, nur ein paar elende Seitenbalken. Auf denen sind sie hinübergekrochen! Und nun ging's auf Kissingen los! Ein heißer Kampf war's. Besonders dort drüben hinter der Kirche sind sie massenweise gefallen! Gegen zwei Uhr war der Ort in preussischen Händen —.“

„Ich kann mir gar nicht denken, daß man sich 1866 der Siege so recht hat freuen können,“ warf Ottile ein. „Es war doch Bruderblut, das man vergossen hatte!“

„Ach was, weidliche Sentimentalitäten,“ entgegnete die stramme Großmama; „wenn's nach dir ginge, müßten ja die Völker überhaup ohne einen Schwertschlag miteinander fertig werden. Du mit deiner Abrüstungsschwärmerei verdienst es gar nicht, die Enkelin eines preussischen Generals zu sein!“

„Wie wäre es, wenn wir wieder von unserer Zinne herabstiegen?“ schlug Frau Birkenhausen jetzt vor. „Wir müssen frühzeitig zu Abend essen, um die Neunion besuchen zu können. — Sie kommen doch gleichfalls?“ wandte sie sich an Hertwig.

„Ich?“ fragte dieser erstaunt. „Nein — das heißt —“

„Ich hatte so sicher darauf gerechnet, einen Walzer mit Ihnen zu tanzen!“ schmollte Laura.

„Nun, das darf ich mir doch nehmen lassen,“ antwortete er galant. „Wenn ich mich nur nicht zu ungeschickt dabei anstelle.“

Sie traten den Heimweg an.

Ottile Keller wanderte mit Hänschen voraus, der ihr nicht mehr von der Seite wich.

„Das Fräulein hat einen leidenschaftlichen Verehrer an Ihrem Herrn Sohn gefunden,“ scherzte Frau Birkenhausen, die neben Hertwig und Laura ging.

„Sie verdient seine Verehrung,“ erwiderte der Landgerichtsrat ernst, „denn sie ist rührend freundlich gegen das Kind.“

„Ja, sie gehört zu den Damen, für welche alle männlichen Wesen über siebzig und unter sieben Jahren schwärmen,“ spottete Laura.

„Kann ich durchaus nicht finden,“ war die unwillkommene Entgegnung. „Sie wird gewiß schon manchem gefallen haben.“

Zu diesem Moment flog ein Schmetterling vorbei, setzte sich vertrauensselig auf eine dicht am Fußpfad stehende Pflanze und bewegte leise die schimmernden Flügel.

Im Nu hatte Hertwig seine Fangklappe herausgeholt und den armen, tollkühnen Sommervogel erwischt. Bei dieser Gelegenheit zeigte er seinen Begleiterinnen die reiche Ausbeute des Nachmittags.

Auch Ottile trat hinzu und betrachtete die buntgefärbte, in der Schachtel vereinigete Gesellschaft, während Hertwig eine kleine naturwissenschaftliche Vorlesung begann.

„Nur einen Schmetterling suche ich noch vergebens,“ bemerkte er, „den Satyrus Proserpina. Und er soll doch in dieser Gegend fliegen.“

„Er ist recht apart gezeichnet: ein großer schwarzer Falter mit einer breiten, gelblich-weißen Binde quer über die Flügel hinweg.“

„Ach, geben Sie mir doch für eine kurze Weile das Fanginstrument!“ bat Laura. „Ich möchte auch mal mein Glück versuchen!“ Und sie eilte den andern voraus, eifrig nach rechts und links spähend, ob sich nichts Hübsches, Flatterndes zeige.

Ottile lauschte unterdessen einer Schilderung Hertwigs von den mannigfachen Naturwundern, an denen sie bis jetzt ziemlich achtlos vorübergegangen war, und wurde nicht müde, ihm zuzuhören. „Mit wie viel offeneren Sinnen als

unserins wandern Sie durch Wald und Flur,“ bemerkte sie staunend.

„Hier bringe ich einen Gefangenen, vielleicht Ihre Proserpina!“ rief Laura jetzt, indem sie eilig herbeiflog und triumphierend einen zwischen die beiden Klappen gepreßten Schmetterling vorwies.

Hertwig warf einen raschen Blick darauf. „Ach nein, das ist etwas ganz Gemeines!“ sagte er. „Kennen Sie denn das Waldrädchen nicht? Satyrus aleyone? Das müssen Sie doch schon duzendweise an sich vorbeischießen gesehen haben.“

„Nun dann mach, daß du fortkommst, dummes Ding!“ sagte Laura mit kindlich enttäuschter Miene und öffnete die



Elegante Hochsommertouletten. (Beschreibung S. 363.)

Klappe. Innerlich aber war sie verstimmt über den Landgerichtsrat, der etwas von ihren Händen Dargebotenes für „ganz gemein“ erklärt hatte.

#### Reunion im Rißfingener Kurhaus.

Seit vielen Jahren zum erstenmale betrat Hertwig wieder einen erleuchteten Ballsaal. Sehr festlich belebt sahen die weiten, hellen Räume gerade nicht aus. Man tanzte wenig in dieser Saison. Das Hauptkontingent an Tänzerinnen bildeten die Rißfingener Honoratiorentöchter, meistens rotbäckige, gesund aussehende Erscheinungen.

Die Badegesellschaft war nur schwach vertreten. Fürst Banarescu, der Schöne, nebst stark defolierter Familie, bildete den Mittelpunkt einer kleinen abenteuerlich-aristokratischen Clique. Ein anderes Genre des High-life repräsentierten der englische Oberst Lawnsdale und sein blutjunges Frauchen. Laura hatte den Landgerichtsrat wiederholt auf dieses Ehepaar aufmerksam gemacht. Mrs. Lawnsdale war nie ohne die Eskorte zweier langer, schlotteriger, englischer „fellows“ zu sehen, die sich immer gegenseitig von dem Platz an ihrer rechten Seite wegzudrängen suchten; die linke war ja leider durch den ältlichen Gatten besetzt. Auch Frau von Panzow aus Mecklenburg mit ihren drei auffallend hellblonden und lebigen Töchtern war erschienen und in ihrem Gefolge ein kleiner Ungar, in dessen Hülsigungen sich die drei Schönen schweifterlich teilen mußten, denn der Herrenmangel war groß.

Hertwigs Blicke schweiften ungebüldig suchend durch den Saal. Da endlich erschien die Ersehnte, allerliebste, wie ein Meißner Porzellanfigürchen, in einem hellgrünen, buntgeblühten Foulardkleide mit sehr vielen Falten und Rüschen.

Soeben erklangen die einleitenden Töne zu einem Lancier. Hertwig stürzte auf Fräulein von Champieux zu. Aber sie war leider schon engagiert. „Kronau hat mich eben draußen vor der Garderobe abgefaßt!“ bedauerte sie.

Hertwig postierte sich dicht hinter das tanzende Paar, bewunderte Lauras graziose Bewegungen und erhielt zwischen jeder Tour ein paar freundliche Blicke aus ihren schelmischen Augen.

Endlich war der langwierige Tanz zu Ende. Der Assessor — der wie ein Held die Qualen eines viel zu engen und hohen Halsstragens erduldet, in dem stärkenden Bewußtsein, äußerst „pschitt“ zu sein — führte seine Tänzerin zu Frau Birkenhain zurück und schlenderte dann nach der andern Ecke des Saales, um sich den Panzows vorstellen zu lassen, deren drei wasserblaue Augenpaare ihm entzückt entgegenblitzten.

Und nun kam der Walzer. Laura hatte sich ein wenig geängstigt, ob Hertwig wohl nicht gar zu schlecht tanze. Aber es ging besser, als sie ihm zugetraut. Etwas reichlich große Schritte machte er ja, aber er blieb wenigstens im Takt, und es war doch ein schönes, sicheres Gefühl, von seinem starken Arm umschlungen zu werden. Für einige Minuten vergaß Laura die Zuschauer und die ganze Welt. Eine warme Empfindung ergriff ihr leichtfertiges kleines Herz — eine sanfte, reine, weiche Glücksempfindung, die sie sich selbst kaum zugetraut hatte.

„Verloren ist das schluzzeln,  
Du muost immer darinnen sin!“

zog es durch ihre Seele. Wie innig er diese Worte gesagt hatte! Vielleicht, so dachte sie, wenn er mich wirklich liebte, der gute, milde, ernste Mann — vielleicht kann doch noch einmal eine gute Frau aus mir werden, die ihr Genügen in stillem, häuslichem Glück findet...

Da mitten in ihren Träumen schreckte sie zusammen und hielt im Tanzen inne. Was war das — dort neben der Eingangstür, das schmale, gelbliche Gesicht mit den funkelnden Augen, der scharfgebogenen Nase, dem wohlgepflegten Henriquette und dem breiten Munde, der die blendend weißen, großen, gesunden Raubtierzähne sehen ließ? War das nicht — Sie fühlte, wie sie erbleichte.

„Sie sind doch nicht schwindlig geworden?“ fragte Hertwig besorgt.

Laura nickte. „Mir ist nicht wohl. Führen Sie mich zu Olga!“ Diese war erkannt über Lauras Blässe und noch erstaunter, als die sonst so unermüdliche kleine Balldame sie nach kurzer Zeit bat, mit ihr nach Hause zu gehen, sie könne es nicht länger in dem heißen Saale aushalten.

Hertwig bot dem jungen Mädchen den Arm zum Nachhauseweg. Als sie den Saal verließ, bemerkte Laura, wie er und der Mann mit den Raubtierzähnen einander zu nickten.

„Das ist der Kreole aus unsrer Villa, der Vater der kleinen Mercedes,“ warf Hertwig hin.

„Ich dachte, die Damen wären mit dem Kinde allein hier,“ sagte sie, und ihre Stimme zitterte ein wenig.

„Ja, der Mann hat Geschäfte in Paris. Es ist nur auf einige Tage zum Besuch seiner Familie hierhergekommen.“

Die ganze Nacht warf Laura sich ruhelos auf ihrem Lager hin und her. Am nächsten Morgen auf der Brunnenpromenade spähten ihre übermüdeten Augen unausgesetzt durch die Menschenmenge, ob sich das Gesicht nicht irgendwo zeigte, das gestern Abend wie ein unheimliches Gespenst vor ihr aufgetaucht war. Aber der Kreole war unsichtbar. Auch Hertwig war heute nur auf ein Viertelstündchen erschienen, um sich nach Lauras Befinden zu erkundigen; dann hatte er sich für den Rest des Tages verabschiedet, um eine Exkursion zu machen.

Laura fühlte sich elend und ruhelos. Gegen Mittag begegnete sie dem kleinen Hans mit seiner Kinderfrau. Sie plauderte mit ihnen und ersuhr bei dieser Gelegenheit, daß der Papa der kleinen Mercedes sich gestern Abend beim Nachhausegehen auf dem holprigen Weg, der zur Villa Herttha hinaufführt, den Fuß vertreten hätte und mehrere Tage fest liegen müßte. Diese Nachricht gewährte ihr einige Beruhigung.

„Meine liebe Brigitte,“ schrieb Ottilie Keller einige Tage später an eine mütterliche Freundin, mit der sie in reger Korrespondenz stand, „hätte ich Sie doch jetzt hier, sei es nur auf ein Stündchen, um mich endlich einmal wieder mündlich mit Ihnen auszusprechen zu können. Bin ich doch so daran gewöhnt, Sie stets als personifiziertes Gewissen und treue Beraterin in meiner Nähe zu haben, daß ich mir ganz verlassen ohne Sie vorkomme. Sie meinen wohl, ich sei alt genug, um allein mit mir fertig zu werden, aber Sie haben mich eben

durch Ihre Freundschaft verzogen! Warum ich Ihrer jetzt gerade so ganz besonders bedarf? Hören Sie zu!

In meinem letzten Briefe erzählte ich Ihnen von unsern Hausgenossen, dem Landgerichtsrat und seinem Söhnchen. Der Verkehr mit diesen beiden Menschen macht mir große Freude. Das Kind hat sich sehr an mich angeschlossen, ist glücklich, wenn ich mich mit ihm beschäftige und betrachtet mich als einen brauchbaren guten Kameraden.

Auch sein Vater und ich sind in der kurzen Zeit gute Freunde geworden, obgleich der Landgerichtsrat durch die Familie des Konsuls Birkenhain sehr in Anspruch genommen ist. Birkenhains forderten mich heute zu einem Spaziergange auf, an dem auch Hertwig und ein Assessor Kronau teilnahmen.

Wir wanderten durch das herrliche Kastadenthal mit seinen tiefen Waldeshängen, rauschenden Gewässern und stillen, lauschigen Gründen.

Ich ging an Hertwigs Seite, während der Assessor sofort Fräulein von Champieux in Beschlag genommen hatte. Unre Unterhaltung geriet nicht einen Moment ins Stocken. Sie glauben nicht, welche Freude es mir gewährt, an der Seite dieses Mannes durch Wald und Feld zu wandern! Jede solcher Wanderungen gleicht für mich einer wunderbaren Entdeckungstour — und ich begreife gar nicht, wie ich früher so stumpf und blind durch die Welt gegangen bin.

Ein warmes, lebhaftes Interesse hatte ich bisher eigentlich nur für Menschen und Menschenwerk. Die übrige Welt existierte für mich nur, insofern sie durch ihre Formen und Farben mein Auge erfreute oder durch ihre Eigenart irgend eine besondere Seelenstimmung in mir hervorrief — nicht um ihrer selbst willen.

Und doch — wie interessant, wie unerschöpflich reich, vielseitig und wunderbar ist die Natur, wenn man sich in eine liebevolle, aufmerksame Betrachtung ihrer Einzelheiten versenkt. Fast erdrückend wirkt die unendliche Fülle des Stoffes, und das Hirn wird von Schwindel ergriffen bei der Vorstellung, welche Menge von Organismen, welche Mannigfaltigkeit der Bestandteile in einer Handvoll Erde — in einem Tropfen Sumpfwassers vereinigt sind!

Hertwig freute sich, eine dankbare Schülerin an mir zu finden. „Ihnen muß ich einmal meine Sammlungen zeigen,“ erklärte er mir. „Wenn Sie das nächste Mal nach Berlin kommen, müssen Sie es mich wissen lassen!“

Ich mußte lächeln bei dem Gedanken an Großmamas Gesicht, wenn ich die Absicht aussprechen würde, auf diesen harmlos freundlichen Vorschlag einzugehen und den Herrn Landgerichtsrat zu besuchen!

Auf dem Heimwege gestellte sich die Frau Konsul zu mir, und Fräulein von Champieux erforderte den Landgerichtsrat als Begleiter. Frau Birkenhain und ich wanderten ziemlich schweigend unserm Wege und überließen die Befreiung der Konversationskosten dem kleinen Hans, der meine Hand ergriffen hatte und mir hundert niedliche Dinge vorschwatzte. Ich hörte ihm jedoch diesmal mit der gedankenlosen Zerknirschtheit zu, die ich an andern im Verkehr mit Kindern so oft table. Denn ich vermochte selbstamerweise meine Aufmerksamkeit nicht von dem vor uns herschreitenden Paare loszureißen.

Nachdem Laura einigemale über Baumwurzeln gestolpert war, hatte ihr Hertwig seinen Arm gegeben, und sie schmiegte sich an ihn wie ein hilfloses Kind. Da er sehr viel größer ist als das junge Mädchen, mußte er beim Führen die rechte Schulter etwas niedersinken lassen, eine Haltung, die stets einen intimen Eindruck macht. Sie kamen mir vor wie ein Brautpaar. Fräulein von Champieux sprach leiser und sanfter, als es sonst ihre Art ist.

Die beiden scheinen sich wieder einmal köstlich zu unterhalten, bemerkte die Frau Konsul mit einem vielagenden Lächeln. „Der Herr Landgerichtsrat überschüttet meine kleine, übermütige Cousine förmlich mit Aufmerksamkeiten. Erst heute früh beim Brunnentrinken hat er sie wieder mit einem prachtvollen Rosenbouquet überrascht.“

Jetzt bemerkte ich, wie Laura ihren Kopf schelmisch zur Seite warf und Hertwig sich tief zu ihr hinabbeugte. Es schien, als ob er ihr etwas zuzüflerte. Und ich wurde, offen gestanden, von einer ganz elenden, lächerlichen, brennenden Eifersucht gequält. Als ob es nicht ganz natürlich wäre, daß Hertwig Gefallen an der reizenden Laura findet, und als ob ich altes, häßliches, verblühtes Mädchen für die Reizung eines Mannes noch in Betracht käme!

Es ist gewiß die Pflicht aller Frauen, sich einen Beruf zu suchen, durch ehrliches Schaffen und Arbeiten ihrem Leben einen Inhalt zu geben, zumal die Pflicht aller ledigen Frauen, die ja die Zahl der verheirateten unter den heutigen Verhältnissen fast schon um das Doppelte übersteigen. Aber immer wieder drängt es uns zur Erfüllung unserer natürlichen Berufes als Gattin und Mutter, und wenn wir glauben, unser Lebensschifflein in eine hübsche, windstille Bucht gelenkt zu haben, wo es, vor Stürmen geschützt, in friedlicher Sicherheit Anker werfen kann — der erste Windstoß schleudert es zurück auf die offene See!

Als wir uns dem Städtchen näherten, vercheuchte mein kleiner Begleiter auf eine kurze Weile meine schmerzlichen Gedanken. Die Frau Konsul machte nämlich die Bemerkung, daß Fledermäuse über unsern Köpfen flatterten, und kaum hatte Hanschen das gehört, als er stehen blieb, seine Mütze zur Erde warf und sich mit beiden Händen durch das dicke, blonde Kraushaar fuhr, sodaß es wie ein Struwwelpeter-Heiligenschein um sein Köpfchen herumstand.

„Was soll denn das bedeuten?“ fragte ich erstaunt.

„Die Fledermäuse sollen sich drin fangen,“ erklärte er ganz ernsthaft. „Trine (die Kinderfrau) sagt, sie fliegen den Menschen in die Haare und verwirren sich darin, sodaß sie nicht wieder rauskönnen. Wenn ich jetzt merke, daß sich eine auf meinen Kopf setzt, dann greif ich rasch zu und halte sie fest!“

Wir stimmten ein helles Gelächter an, das auch den Landgerichtsrat herbeirief. Die kleine lebendige Fledermausfalle hatte die ganze Situation verändert.

Als ich den letzten Rest des Weges mit Hertwig allein zurücklegte — Birkenhain und Kronau hatten nach ihrem Hotel eine andre Richtung einzuschlagen — war er sehr vergnügt und erklärte sich äußerst befriedigt von dem Spaziergange. Ich kann mir wohl denken weshalb.

Großmama schlief bereits, als ich in das Zimmer trat. Ich kleidete mich still aus, ohne Licht anzuzünden, um sie nicht aufzuwecken. Es war mir lieb, daß ich nicht mehr mit

ihr zu sprechen brauchte, denn ich sehnte mich nach Einsamkeit.

Es war eine elende Nacht! Jetzt ist es noch ganz früh, aber ich wollte meinen Tag damit beginnen, Ihnen zu sagen, was mich drückt, und Ihnen zu beichten, was für ein thörichtes, unverständiges Geschöpf ich gestern war. Und doch wünschte ich, ich brauchte nicht länger hier zu bleiben. Es wird mir schwer werden, alles mit erleben zu müssen! — Großmama ruft. Schnell zum Schluß! Es umarmt Sie

Ihre Ottilie.“

Laura von Champieux stand vor dem Denkmal, das sich am äußersten Ende der Rißfingener Kurpromenade erhebt, und stellte Betrachtungen darüber an, ob der Schöpfer dieses Kunstwerkes seinen Beruf nicht besser als Zuckerbäcker erfüllt hätte. Denn das Ganze erinnerte sie in seinem kleinlichen Stil an jene schönen Zuckertempel, denen man bisweilen in den Konditorei-Schaufenstern begegnet.

Da hörte sie hinter sich ein harte, blecherne Stimme: „Alipongo a sus piés, sennora, y beso sus manos a Usted!“ Sie blickte sich erschrocken um — da stand er, der Kreole aus der Villa Herttha!

Er mochte in ihren Augen lesen, wie wenig erbaut sie über das Wiedersehen war, denn er fragte in vorwurfsvollem Tone: „Weshalb blicken Sie mich so entsetzt an? Begrüßt man so einen alten Freund? Ich bin glücklich, daß ein gütiger Zufall mich wieder mit Ihnen zusammenführt — und Sie —“

„Und ich wünschte, daß ich Sie nie im Leben gesehen hätte!“ Ich begreife nicht, daß Sie die Nützlichkeit besitzen, sich noch einmal in meinen Weg zu drängen!“

„Fräulein Laura, —“ er versuchte seinem Organ ein schmelzendes Timbre zu geben — „früher sprachen Sie nicht in dieser harten Weise zu mir! Noch als ich Abschied von Ihnen nahm — o, was war das für eine schöne Stunde!“

„Ich habe leider erst später erfahren, welche schändliche Spiel Sie mit mir getrieben haben,“ entgegnete sie, „mehrere Wochen nach Ihrer Abreise, als ich Ihnen den Brief schrieb, in dem ich Aufklärungen von Ihnen verlangte und den Sie unbeantwortet ließen!“

Mit einer theatralischen Geste legte er die Hand aufs Herz. „Fräulein Laura, ich schwöre Ihnen —“

„Ach bitte, keine unnützen Worte mehr!“ unterbrach sie ihn kühl. „Ich kenne den Wert Ihrer Beteuerungen, Herr Terones — denn hier in Rißfingen heißen Sie ja Terones, wie ich erfahren habe.“

„Mein Name ist Esteban Linares y Terones,“ versetzte er mit Grandezza. „Ich liebe es aber nicht, im Auslande meinen vollen Namen zu führen — man ist in Deutschland diese langen Doppelnamen nicht gewöhnt. Uebrigens bin ich niemandem Rechenschaft hierüber schuldig,“ fügte er mit beleidigtem Stirnrunzeln hinzu.

„Es verlangt mich auch nicht, zu wissen, was Sie zu der Aenderung veranlaßt hat“, versetzte sie in spöttischem Tone, „vermutlich das Bedürfnis nach Abwechslung. Mir ist es gleichgültig!“

Ein böser Blick schoß unter seinen schwarzen Augenbrauen hervor, während sie in sehr entschiedenerm Tone fortfuhr: „Unsre Wege sind getrennt für immer, Herr Linares. Sie haben mir durch Ihre gewissenlose Handlungsweise mehr geschadet, als Sie ahnen können. Ich bitte Sie jetzt nur noch um eines: vergessen Sie, daß Sie mich jemals gekannt haben. Schweigen Sie gegen jedermann über die vergangenen Dinge —“

„Ist denn jeder Funke eines Gefühls für mich in Ihrem Herzen erloschen, Laura?“ unterbrach er sie und versuchte, ihre Hand zu ergreifen.

„Geben Sie sich keine Mühe,“ erwiderte sie eifrig. „Sie kennen jetzt meine Meinung, und wenn nicht jede Spur von Mitleidlichkeit und Anstandsgefühl in Ihnen geschwunden ist, so erfüllen Sie meinen Wunsch und erinnern mich nicht wieder an Ihre Existenz. Adieu!“ Und mit hochmütigem, kurzem Gruß entfernte sie sich.

Don Esteban Linares y Terones aber blieb in sehr schlechter Laune vor dem Zuckerbäcker-Denkmal stehen und schaute stirnrunzelnd auf seine lackierten Stiefelspitzen hernieder.

#### Ottilie an ihre Freundin.

Für Ihre lieben, guten Worte innigen Dank! Ich habe mein inneres Gleichgewicht wiedergefunden und gebe mich, Ihrer Weisung gemäß, dem Glücksgefühl, das mir der tägliche Verkehr mit den beiden lieben Personen — Vater und Sohn — gewährt, unbefangen hin, ohne weitere Erwartungen und Wünsche daran zu knüpfen.

Gestern Vormittag, als ich ausgehen wollte, um mein Bad zu nehmen, bemerkte ich an dem hinter unsrer Villa sanft aufsteigenden Bergabhänge eine lustige, lärmende Kinderchar und als Ausgelassensten darunter meinen kleinen Freund Hans. Ich blieb stehen, um dem Treiben zuzuschauen, und da beobachtete ich, wie die Kinder einen kleinen, blaffen, lahmen Knaben unausgesetzt zur Zielscheibe ihres Spottes und ihrer Hänseleien machten.

Der eine versetzte ihm einen Nasenstüber, der andre einen Klaps, ein dritter zapfte ihn bei den Haaren, und wenn er sich wehren wollte, rannten sie weg und riefen ihm zu: „Hach! mich doch! Han! mich doch!“

Wutentbrannt lief das arme Kind dann hinter ihnen her, aber natürlich vermochte es — mit seinem zu kurz geratenen linken Beinchen — die stinken, kleinen Plagegeister niemals zu erreichen.

„Humpelfrisze, Humpelfrisze!“ riefen ihm dann die andern zu, und der Kleine setzte sich schlieflich in finsterner Resignation auf eine Moosbank und schluckte an den aufsteigenden Thränen, die er den andern nicht zeigen wollte.

Da erfolgte eine neue Attacke. Hänschen kam lustig herangeprungen und, indem er dem kleinen Fritz sein Mägdchen wegstießte, rief er lachend: „Hol sie dir wieder! Ich will auch ganz langsam rennen wie eine Schnecke!“ Und weg war er.

„Laußbus drecketer!“ rief der Gefoppte auf gut bayrisch hinterher, dann aber war es mit seiner moralischen Kraft zu Ende, und er fing jämmerlich an zu heulen.

Es that mir in der Seele weh, solche Grausamkeit mit ansehen zu müssen. „Hans komm einmal her!“ rief ich. Freundlich folgte er der Aufforderung. „Vor allem giebst du jetzt sofort dem kleinen Fritz seine Mütze zurück!“ Er setzte eine trotzig Miene auf, gehorchte jedoch.

Und nun nahm ich den kleinen Sünder vor. „Fui Hans!“ sagte ich in strengem Tone, „ich hätte nicht von dir gedacht, daß du ein so schlechter, herzloser Junge wärst! Ein armes, krankes, hilfloses Kind zu necken und auszulachen!“

„Sie thun's doch alle,“ erwiderte er kleinlaut. „Dann sind sie eben alle böse und unartig. Denke mal, wenn der liebe Gott dich zur Strafe auch lahm machte und du müßtest ebenso wie der arme Fritz immer ganz still dastehen oder nur langsam vorwärts hinken, statt vergnügt mit den andern herumzuspringen! Wie würde dir dann zu Mute sein, wenn die gesunden Kinder dich dafür noch obendrein ausspotteten?“

Er schwieg betroffen. „Thut dir denn der arme Fritz garnicht leid, da er so viel weniger Freuden hat wie ihr andern Jungen? Müßtest du nicht Mitleid mit ihm haben und doppelt gut gegen ihn sein?“

Hänschen wurde nachdenklich. Von diesem Standpunkt aus hatte er die Sache offenbar noch nicht betrachtet. „Aber er hat mich Lausbub geschimpft,“ brachte er als letzte schwache Verteidigung hervor.

„Du hattest ihn auch gar zu sehr geärgert, und er konnte sich ja nicht wehren,“ entgegnete ich. „Siehst du, jetzt geht er betrübt nach Hause und berichtet seiner Mama, wie die gesunden, klugen Kinder ihren armen, gefährzten Jungen behandeln!“

Und nun begannen die Augen des gutmütigen Hänschens sich mit Thränen zu füllen. „Tante Ottilie, ich will's wirklich niemals wieder thun,“ versicherte er weinend, und da gerade der Landgerichtsrat aus der Gartenpforte heraustrat und sich näherte, stürzte er, von heftiger Reue ergriffen, auf ihn zu und fragte ihn: „Papa, darf ich den Humpelfritz für heute nachmittag zu Milch und Kuchen einladen? Bitte, bitte! Ja?“

Der Vater willigte etwas verwundert ein, und nun eilte Hans schleunigst dem kleinen Lahmen nach und brachte seine Einladung vor.

Ich sah von weitem, wie Fritz ihn zuerst mißtrauisch ansah. Er konnte noch nicht recht an die veränderte Gesinnung glauben und fürchtete eine neue Neckerei. Aber Hänschens Thränen überzeugten ihn wohl von dessen Ernst. So nahm er den Friedensvorschlag an und humpelte dann nach Hause, so schnell das verkrüppelte Beinchen mitwollte um der Mutter das Erlebte zu verkünden.

Auf Hertwigs Frage, was diese plötzliche Neigung Hänschens für den kleinen Lahmen bedeute, erzählte ich ihm den Vorgang. „Ich habe dem Hans die Wahrheit gesagt,“ schloß ich meinen Bericht, „und er hat sein Unrecht eingesehen.“

Der kleine kam jetzt wieder zurück. „Nicht wahr, Tante,“ fragte er eifrig, „nun wird die Mama vom Humpelfritz sich freuen, daß er zu mir eingeladen ist und daß ich ihn zum Freunde haben will?“

Es lag ja ein etwas starkes kindliches Selbstbewußtsein in dieser Annahme, aber er meinte es doch gut. Die Augen standen ihm noch immer voll Thränen, und er blieb noch längere Zeit still und nachdenklich.

Sein Vater begleitete mich eine Strecke Weges. „Sie verstehen es, auf ein Kindergemüt einzuwirken,“ sagte er freundlich. „Es ist merkwürdig, daß alles, was Sie dem Jungen sagen, Eindruck auf ihn macht. Seine Kinderfrau ist schon ganz eifersüchtig geworden.“

„Der kleine Schelm fühlt eben, daß ich es gut mit ihm meine,“ entgegnete ich erheitert.

Gegen Abend, als ich mit Großmama eine kleine Promenade durch den Garten machte, gesellte sich Hänschen wieder zu uns und erzählte mir von den Freuden des mit seinem kleinen Gast verlebten Nachmittags.

„Weißt du, Tante,“ sagte er lebhaft, „der Humpelfritz wird mein allerbesten Freund! Er versteht so viele Sachen, mehr als alle andern Jungen. Seifenblasen kann er machen, so groß wie mein größter Gummiball — und schöne Schiffchen faltet er aus Papier — und dann hat er einen Flißbogen, damit kann er schießen, so hoch, daß man garnicht mehr weiß, wo der Pfeil geblieben ist.“

Selbst Großmama, die sich sonst nicht viel aus Kindern macht — sie findet die jetzige Generation zu vorlaut und ungeniert — amüsierte sich über das niedliche Geschwätz des kleinen Hans.

Da wurde mein Name gerufen, und als ich mich umschaute, sah ich Fräulein von Champieux in Begleitung des Assessor's Kronau an unserm Gartenzaun stehen. Sie erkundigte sich nach Großmamas Befinden. „Immer in Gesellschaft des lieben Hänschens, Fräulein Keller?“ bemerkte sie dann lächelnd. „Sein Papa muß Ihnen doch sehr dankbar sein, daß Sie sich des Kleinen so zärtlich annehmen? — Doch wir müssen eilen.“ Und sie verabschiedete sich, während der Assessor lachte.

Es war ein häßliches, spöttisches Lachen. Mir stieg das Blut ins Gesicht, ein Gefühl der Scham und Traurigkeit kam über mich, daß man mein Interesse an dem Kinde in dieser Weise auslegen konnte!

Und ob Hertwig am Ende gar diese Auffassung teilt? — Doch nein, das glaube ich nun und nimmermehr! Er denkt besser und edler von mir, das fühle ich an seinem ganzen Wesen.

Heute sprach er mit mir über Laura, lobte ihre Anmut und Liebenswürdigkeit und wünschte, glaube ich, meine Ansicht über sie zu hören. Ich mochte nichts Ungünstiges über das Mädchen sagen, loben konnte ich sie ehrlicherweise ebenso wenig, also that ich, als ob ich seine Frage nicht verstanden hätte, und schwieg.

Es ist spät in der Nacht, und die Augen fallen mir zu vor Müdigkeit. Leben Sie wohl, meine liebe alte Freundin. In alter Anhänglichkeit

Ihre Ottilie.

(Fortsetzung folgt.)

### Alpenglüh.

Nachdruck verboten

Auf der Alpen Felsenfirnen  
Ruht der Sonne letzter Glanz,  
Uebergüllet sanft der Firnen  
Schneeig weißen Silberfranz.

Sanft die Nacht ins Thal hernieder,  
Stieg sie noch zum Gipfel nicht,  
Und er leuchtet fernhin wieder,  
Ob auch längst erlosch das Licht.

Segnend den' ich dein, du Holde,  
Betend, daß die Liebe dein  
Noch mein Schneeig Haupt vergolde,  
Bricht einst mir die Nacht herein!

Otto Franz Gensichen.

### Was man in England liest.

Von Dr. Käthe Schirmacher.

Nachdruck verboten.

Ich gestand, ich ging mit keiner allzu großen Begeisterung an das Studium der neueren englischen Litteratur heran; was ich zuletzt von englischen Büchern gelesen hatte, war wenig erfreulich gewesen, und mir graute bereits vor dem ewigen Aufguck auf die alten, matten Theeblätter des Familienromans, vor dem Zuckerwasser konventioneller Liebesgeschichten zwischen rosigen, wohlherzogenen Fräuleins und überirdisch edlen Jünglingen, vor all dem geschmacklosen Kuchen und Brei — mit Rosenöl angerührt — den die große, englische Romanfabrik uns alljährlich vorsetzt.

Ich griff zuerst zu Rider Haggard, dem Liebhaber der Damen, dessen neuestes Werk „Joan Haste“ heißt. Es ist eine fürchterlich schöne Erfindung, unwahrscheinlich, abenteuerlich, dabei konventionell, unglückliche Liebe, geheimnisvolles Herkommen, zerrüttete Vermögensumstände — alles nach dem alten Rezept, und am Ende ein tüchtiger Revolverschuß, mehr kann man für sein Geld nicht verlangen, dazu ist das Buch noch mit allerhand Bildern versehen, in denen edle, leidende Weiblichkeit Mitleid und — hoffentlich auch Schrecken erregen soll; denn was die arme Joan Haste alles auszustehen hat, das ist wirklich, um einem Entsetzen einzuschließen und beständig voll auf ein Wort, das ich in einem der späteren Bücher fand: „Es ist ein unsicheres Unternehmen, als ein durchaus weibliches Wesen“ auf diese verderbte Welt zu kommen.“ Aber Rider Haggard scheint all diese Abscheulichkeiten, die an seiner Heldin verübt werden, ganz selbstverständlich zu finden: Menschenleid, Frauenleid im besondern, ist ihm ein reizender Romanstoff, bei dem er, wenn es so recht rührend (d. h. ungerecht und brutal) zugeht, sich vergnüglich die Hände reibt. Ich wünsche dem Verfasser nur einmal den zehnten Teil von all dem Leiden seiner Heldin, und ich glaube, er würde dann sehr scharf gegen die Auffassung, hier sei ein schöner Romanstoff, protestieren.

Außer Rider Haggard schreiben dann noch Mark Twain, Bret Harte, Marian Crawford schöne, herzrührende Geschichten, die man lesen kann, ohne irgend welchen besondern Eindruck davon zu erhalten, ohne etwas andres als den Lachmuskel oder die Thränenröhrchen in Bewegung zu setzen. Das ist ja unter Umständen auch ein Vorzug, und wer seine Zeit totschlagen will, wird sich nie vergeßlich an die genannten Firmen wenden. Bei Mark Twain läuft wenigstens manchmal noch ein guter Witz mit unter. Das gleiche läßt sich von Jerome K. Jerome sagen, dessen „Idle Thoughts of an idle Fellow“ und „Three Men in a boat“ allerdings einer sehr anspruchslosen Litteratur, nämlich der des gutmütigen, humorvollen Gemeinplatzes, angehören und aus dem einfachsten Material zusammengefügte Betrachtungen oder Geschichten enthalten. So die von drei Freunden, die zusammen eine achttägige Bootfahrt auf der Themse unternehmen, allerlei harmlose Abenteuer bestehen und viel drollige, ja sogar dumme Einfälle zum besten geben. Dumm — das Wort ist nicht zu stark, aber die Kindlichkeit der Ideen verhindert nicht, daß man darüber lacht, gegen eigenen Willen und gegen besseres Wissen — aber man lacht doch, und wer sich einen lustigen Abend machen will, dem kann man die drei Männer im Boot wirklich empfehlen. Die „Idle Thoughts“ sind schon ein wenig anspruchsvoller und meiner Ansicht nach daher weniger gegliedert, aber auch darin giebt es einige hübsche Seiten, und der versteckte Spott über die armen Frauen, die zu weite Schuhe tragen, die sie drücken — und zu lose Taillen, die sie einschneiden, ist ebenso wohl angebracht wie allerliebst.

Nachdem ich mich so pflichtschuldigst mit der reinen Unterhaltungslitteratur beschäftigt hatte, griff ich zu den Büchern, die Namen tragen, nämlich zu Mrs. Humphry-Ward und zu George Meredith. Als ich zuletzt den Nebel an der Themse atmete, waren diese beiden Autoren die ersten im Reich gewesen, und ihnen wollte ich daher auch meinen ersten Besuch abstatten.

Bei Mrs. Humphry-Ward war es hauptsächlich Ehrfurcht, die mich dazu trieb, ihr den ersten Platz zu geben: die Verfasserin von „Robert Elsmere“ war doch wirklich als ein großer Mensch in die Litteratur getreten; ihr zweites Buch seitdem, „David Grievie“, war bereits bedenklich schwächer; ihr drittes „Marcella“ war noch bedenklicher in seiner Verfahrenheit, seinem Hin- und Herchwanken zwischen Altem und Neuem, ich hatte es kaum zu Ende lesen können. Was wird es nun geben, dachte ich und nahm das Neueste: „The Story of Bessie Costrell“ vor. Im Gegensatz zu Mrs. Humphry-Wards früheren Büchern war dies ein kleiner, dünner Band, aber — bei aller Achtung vor der Verfasserin, ich weiß nicht, warum sie selbst dieses dünne Bändchen geschrieben hat. Es enthält die Geschichte einer Frau aus englischem Mittelstand, die eine größere Summe Geld in die Hände bekommt, jedoch nicht als ihr Eigentum, sondern nur zum Aufbewahren, und die nun der Versuchung nicht widerstehen kann, das anvertraute Gut anzubreden, für ihre Kinder Kleider, für sich Branntwein und Bier zu kaufen, ihre Freunde frei zu halten; die, als die Ver-

untreuung entdeckt wird, lügt, ohne sich zu befinnen, und als sie alles verloren sieht, als ihr Mann sie verachtet, in einen Brunnen springt und sich tötet.

Was soll die Geschichte? Sie ist so karg und nackt erzählt, wie ich sie soeben wiedergab. Nichts deutet ihre Absicht an; sie ist aber andererseits nicht so kraftvoll und packend geschrieben, daß die Thatsachen für sich selbst sprächen und den Autor der Erklärung seiner Absichten überhöben. Zola und die beiden Goncourt geben auch keine Kommentare, aber sie greifen tief, sie sehen neu, sie fassen zusammen, sie zeigen Entwicklungen und Notwendigkeiten. Bei Mrs. Humphry-Ward ist nichts davon, und ich glaube, wir stehen hier vor einem Buch, das niemand lesen würde, wenn es nicht den Namen der Verfasserin trüge. Vielleicht — und das ist für die englische Litteratur zu hoffen, stehen wir aber auch vor einem Versuch, die Methode des französischen Realismus nach England zu übertragen; dann ist der Versuch aber als ein nur mäßig gelungener zu bezeichnen; in „Esther Waters“ z. B. ist vor Jahren von einem andern Verfasser bereits eine sehr viel tiefere und kühnere Studie aus dem englischen Volksleben gegeben worden.

Nun, was wird denn George Meredith bieten? dachte ich und griff zu seinem „Lord Ormont and his Aminta“. Meredith beschäftigt sich ja seit Jahren in all seinen Büchern mit den obem Zehntausend der englischen Gesellschaft und das von dem Standpunkt des Kritikers aus. Er ist in dieser Hinsicht ein Nachfolger William Thackerays, nur daß sein wunderlicher Stil, sein launenhaftes Abpringen vom Wesentlichen, die Dunkelheit seiner Erzählung ihn weniger zugänglich und daher weniger wirksam machen; — Klarheit ist wirklich eine schöne Gabe und nützlich dazu. Das sollte ich auch diesmal bei meinem sonst so verehrten Meredith wieder sehen. Er führt uns zuerst seine beiden Helden Aminta, das Schulmädchen, und Matthew Weyburn, den Schulknaben, vor, wie sie sich auf den Schulspaziergängen kennen lernen. Sie lieben sich aus der Entfernung, werden dann getrennt, der Knabe reißt zum Jüngling, ergreift den Lehrberuf, wird Sekretär und Erzieher in einem adligen Hause, dem der Ormonts, und findet dort seine geliebte Aminta wieder. Wie es dazu gekommen ist, erfahren wir nie; warum die junge Frau den alten, mit Kriegsrühm gekrönten Lord geheiratet hat, muß man erraten. So weit meine schwachen Kräfte reichen, glaube ich begriffen zu haben, daß sie es um des Namens und der Stellung willen gethan hat, und weil der Mann „ein Held“ war, das heißt den Befehl gab, wenn seinesgleichen abgeschlachtet wurden. Fräulein Aminta gehört also im ersten Teile ihrer Entwicklung ganz dem alten Frauentypus an, der in der Ehe nur eine möglichst glänzende Versorgung sucht. Doch mischen sich einige bittere Tropfen in ihren Nektar, denn ihr erlauchter Lord kann, da er in ihr eine Bürgerliche geheiratet hat, sie nicht vor der Welt zeigen, und so lebt die junge Frau denn ein unbefriedigtes, verbittertes Dasein, ohne Zweck und Ziel, nur auf einem goldenen Präsentierteller sitzend. Da sie schön ist, machen ihr andre Männer als Lord Ormont den Hof, und sie gerät in Versuchung; doch berührt sie nichts tiefer, ehe sie in dem Sekretär ihres Mannes den Jugendgeliebten wiederfindet und in langen Gesprächen mit ihm von ihrer Vorliebe für zweifarbigen Tuch und blutige Helbenthaten zurückkommt. Sie lernt einsehen, daß tüchtige Menschen erziehen, ein „Schulmeister“ sein, bessere Kulturarbeit ist, als Menschen schlachten; daß jeder Mensch zum Arbeiten geboren ist, daß niemand glücklich sein kann ohne eine Arbeit und daß ihr Leben als Lady Ormont ein arbeitsloses, hohles, leeres, ein früher Tod ist. In der Gegenwart ihres Jugendkameraden erwacht sie aus ihrem Schlummer, verlangt nach Licht und Luft, nach Arbeit, schreibt ihrem Lord Ormont einen freimütigen Scheidebrief und geht mit dem Mann, der sie erlangt, der sie verheiratet, der sie braucht, geht mit Matthew Weyburn in die Schweiz, um als seine Frau und sein Kamerad ihrer gemeinsamen Erziehungsanstalt vorzustehen. Und, das Wunderbarste, Lord Ormont giebt ihnen nach Jahren zu verstehen, daß sie beide recht gehandelt haben.

Dies Buch — so wenig es als ein Kunstwerk gelten kann — ist sicher ein Gedankenwerk; es weicht in seiner Lösung weit von dem Hergebrachten ab, wonach die Frau nicht Herrin ihres eigenen Schicksals sein und sich den Verhältnissen fügen soll. Aminta ist in der zweiten Hälfte des Buches eine Rebellen gegenüber allem gesellschaftlichen Herkommen und eine glückliche, eine siegreiche Empörerin. Der Verfasser giebt ihr recht, Ormont giebt ihr recht — das heißt beide haben den Standpunkt verlassen, daß die Frau für den Mann gemacht und ihre Ansprüche auf Glück den seinen untergeordnet hat. Dieser Gedanke ist bei Meredith nicht neu, er hat ihn in fast jedem seiner Bücher mit andern Problemen zusammen behandelt, besonders klar und scharf in der wunderbaren „Diana vom Kreuzweg“. Mit dem Buch hatte ich seiner Zeit eine eigentümliche Erfahrung gemacht: ich borgte es einer englischen Dame und bat sie, es auch ihrem Manne zu geben. Nachher als gewöhnlich erhielt ich die „Diana“ zurück, und auf Umwegen erfuhr ich, die Betreffende habe das Buch „shocking“ gefunden und es mir schnell zurückgeschickt, damit ihr Mann ein solches Greuel nicht in ihren Händen finde. Daher sagte ich mir, als ich „Lord Ormont“ aus der Hand legte: „Sehr schön, lieber Meredith, aber du bist die Stimme eines Predigers in der Wüste.“

Zu meinem freudigen Erstaunen sollte ich bald aus dieser pessimistischen Stimmung gerissen werden. Was mir der Buchhändler als „neueste Erscheinung vom englischen Büchermarkt“ bot, waren so erstaunliche, so neue, so radikale Dinge, daß ich anfangs meinen Augen nicht trauen wollte; auf diese englische Litteratur ließ sich wahrscheinlich das Wort anwenden: „Hast mir die Milch der frommen Denkungsart in gärenden Drachengift verwandelt.“

Solche Früchte hat also die große, englische Frauenbewegung der letzten sechs bis sieben Jahre gezeitigt, daß überall die Frau in den Vordergrund tritt, überall ihre Leiden, ihre Lage, ihre Erziehung, ihre Entwicklung, ihre Zukunft besprochen werden; und in welchem Sinne besprochen? In dem freiesten, den man sich denken kann; besprochen mit all dem heißen Gefühl eines noch schwer lastenden Drucks, eines großen Unrechts, eines tiefen Sehns nach Besserung, kurz mit allen Zeichen einer kampfs- und widerspruchsvollen Uebergangszeit.

Das macht natürlich die Lektüre dieser englischen Bücher zu einer ganz eigentümlichen: wer auf dem Standpunkt nicht steht, daß die heutige Weltordnung die Frauen überfordert, der wird diese Bücher überspannt nennen und beiseite werfen.

Wer sich bereits mit der Frauenfrage beschäftigt hat, der wird viel Neues und Gutes aus ihnen lernen; wer mitten in der Frauenfrage steht, der wird sie mit sehr gemischten Gefühlen lesen, und zwar deshalb, weil sie den Finger meist richtig auf die franken Stellen legen, die Tiefe und Stärke der Vorurteile, die zu bekämpfen sind, mitleidslos nachweisen und die öde Ausichtslosigkeit so vieler Frauenleben gar unerbittlich darlegen.

Gleich das erste Buch, das mir in die Hand fiel, ist trostlos, daß man rufen möchte: Das ist ja nicht wahr! Leider kann man so nicht sprechen, denn „The story of a modern woman“ ist wahr. Ich möchte nur nicht behaupten, daß diese Frau „modern“ sei; im übrigen scheint mir die Schilderung unantastbar.

Die Verfasserin Ella Dixon erzählt uns die Geschichte einer englischen Professorstochter, Marie Carle, deren Vater ein großer Gelehrter war, nichtsdestoweniger aber die Erziehung seiner Tochter und die Sicherstellung ihrer Zukunft sträflich vernachlässigt und sie nach seinem Tode in der angenehmen Lage zurückläßt, sich ihr Brot, wie ein Mann, zu verdienen. Es liegt keine sehr glänzende Karriere vor dem jungen Mädchen, denn sie hat nichts Rechtes gelernt; sie hat daher kein festes Ziel, dem sie zustrebt, sie liebt ihre Arbeit nicht, da es untergeordnete Litteraturschreiberei und Flickwerk ist, die sie nie zu etwas führen wird; die ihr einen kargen Verdienst giebt und weiter nichts, nicht einmal Kameradschaft mit Journalisten, da sie als Frau am Stammtisch nicht mit ihnen zusammenkommen kann. Die gute Mary ist denn auch eine leichte Beute des ersten Heiratsantrages, den ihr ein selbstbewußter, aber wohlmeinender Mann macht; sie erlebt es, daß er sie später für eine reiche Amerikanerin sitzen läßt, daß er Jahre darauf, als er unglücklich ist, zu ihr kommt, um sich nun von ihr trösten zu lassen; wer sie getröstet hat, als er sie unglücklich machte, fragt er nicht. Und mit diesem traurigen Grau in Grau endet das Buch, Mary sieht ein endloses, eintöniges, liebe- und ausichtsloses Leben vor sich und bescheidet sich damit, gerade als könnte es nicht anders sein, als seien Frauen dazu da, dem Manne beizuspringen, wenn er ihrer bedarf, und im übrigen sich möglichst unbemerktbar zu machen, um ihn nicht zu stören, vor allem aber, nie Ansprüche an ihn zu stellen.

Gewiß, das geschieht tausendfach, und ein so elendes Dasein wie Mary Carles ist leider noch das von Hunderttausenden von Frauen. Wir aber wollen, daß sich das ändern soll; daß Frauen, die schon sowieso auf Ehe keine Aussicht haben, sich dann wenigstens mit einem nützlichen und ausichtslosen Arbeitsleben trösten können! Diese geduldige Hinnahme einer so jammervollen Lage ist gerade das Unmoderne an dem Buch; aber wir können der Verfasserin doch dankbar sein, daß sie diese Jammergehalt der enterbten Frau einmal festgehalten hat. Nichts geht über eine vollständige Materialiensammlung, wenn man allgemeine Fragen behandeln will.

In „A Superfluous Woman“ bekommen wir einen andern Typus zu sehen, der im Grunde ebenso zum Verzweifeln ist wie der vorhergehende. Es handelt sich diesmal um das Gegenstück von Mary Carle, um ein wohlgeborenes und reiches Fräulein Jessamine, die in der „besten Gesellschaft“ aufgewachsen, aufs schicklichste erzogen, in ihrem inhaltslosen Gesellschaftsleben an sich selbst zu Grunde geht, weil nämlich ihre an sich gesunde Natur, immer mit Zuckerbrot und Schmeicheleien gefüttert, statt an eine tüchtige und nützliche Arbeit gesetzt wird. Sie ist vor Lebensüberdruß in eine Leihargie gefallen, aus der ein verständiger Doktor sie gerade noch zur Zeit reißt; wirft sich dann Hals über Kopf in Armenwesen, soziale und Frauenfrage, thut aber alles immer, um damit zu glänzen und sich einen wirkungsvollen Hintergrund zu geben, denn sie ist so zum Weib erzogen worden, daß sie alles und jedes auf sich beziehen muß und Hingabe an eine Sache nicht kennt. Man verlobt sie dann halb und halb mit einem reichen und verderbten Mann; sie läßt es gehen, bis er ihr einmal in seiner ganzen leidenschaftlichen Begehrlichkeit erscheint; dann läuft sie davon, lebt

monatelang als Stütze der Hausfrau in einem schottischen Bauernhof und lernt über ihre thörichte Erziehung, die ungelunden Gesellschaftsverhältnisse, das oft bedenkliche Vorleben der Männer nachdenken. Wie Aminta, so begehrt auch sie nach Arbeit, lernt in Haus und Hof mit angreifen, lernt dann in einem schottischen Bauern den Mann kennen, den sie liebt, und steht nun im Kampf zwischen ihrer Liebe und ihren anerzogenen Vorurteilen, die ihr nicht erlauben, den Mann, der für sie wie geschaffen ist, auch zu heiraten. Und es ist von der Verfasserin wunderbar geschildert, wie das Mädchen nichts, garnichts hat, was ihr in diesem Konflikt als Leitstern dienen könnte; ihre Erziehung hat sie immer nur gelehrt nach dem „Schicklichen“

## Ein Frauensport im alten Rom.

(Hierzu das Bild „Wachtelkampf“ S. 361.)

Nachdruck verboten.

In seinen talentvollen Malereien ist Georges Rochegrosse überwiegend der modernen französischen Neigung für grausame Stoffe gefolgt; man kennt das ergreifende Bild von der „Jacquerie“, dem Bauernaufstand, wo nach Erstürmung der Burg der Burgherrin das Haupt des ermordeten Gemahls von den siegreichen Bauern auf einer Pike entgegengetragen wird. In unserm Bilde (S. 361) ist der französische Künstler etwas dem Niederländer L. Alma-Tadema nachgegangen; wie

der große Darsteller des ägyptischen Altertums behandelt er einen Stoff aus dem antiken Kleinleben, aber auch diesmal besitzt das Thema einen grausamen Zug.

Ältrömische Frauen und Kinder sehen dem Kampf von Wachtelmännchen zu, einem Kampf auf Leben und Tod, denn schon liegt das eine Tierchen entseelt auf der Tischplatte, und das andre ist am Erliegen. Man würde sich nicht darüber wundern, wenn Männer an einem solchen Spiele Freude empfänden; es zur Belustigung für Frauen und Kinder dienen zu sehen, eröffnet indessen einen Blick auf die Schattenseiten der antiken Kultur und Moral. Aber freilich, wo Männer und auch erwachsene Frauen Gladiatoren zujauchzten oder wo Beurteilte gegen wilde Bestien zu kämpfen hatten, konnte man wohl zarten Kindern einen Wachtelkampf vorführen. Die Römer wurden zur Grausamkeit erzogen; wo das Ende des besiegten auswärtigen Gegners Nutenhiebe und Beil waren, konnte das nicht wohl anders sein. Das Zeichen der römischen Republik waren bekanntlich diese Strafinstrumente, und wenn man in späteren Zeiten wie vor einem Jahrhundert in der großen französischen Revolution jene Embleme als Ausdruck der „Freiheit“ verherrlichte, dann hat man ihre Tendenz jedenfalls in der gründlichsten Weise verkannt.

Noch heute ist das hochbegabte und gutartige italienische Volk durch stumpfe Gleichgültigkeit gegen die Leiden der Tierwelt gekennzeichnet; nicht umsonst heißt Neapel im Sprichwort „die Hölle der Pferde“.

Das zornig eifersüchtige Geschlecht der Wachteln hat übrigens auch anderswo und später mit seinen Kämpfen zum Gegenstand der Belustigung gedient. Im Vergleich mit andern Hühnerarten macht es den Eindruck besonderer Leidenschaftlichkeit; deshalb hat man das zierliche Tierchen für diesen Sport dem derberen Haushahn vorgezogen; erst später kam dieser an die Reihe.

Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts konnte man, wie zu Ratten- und Hahnen-, so auch zu Wachtelkämpfen in Londoner Blättern öffentliche Einladungen lesen; unter der Hand wird dergleichen dort wohl noch jetzt gesehen. Ebenso wird in Südamerika neben dem offiziellen Hahnenkampf auch dieser grausame Wachtelsport mit importierten Vögeln noch mehrfach getrieben; entsprechend Süditalien, wo das Volk die antiken Sitten und Zustände noch vielfach bewahrt hat. Man muß überhaupt bei den romanischen Völkern den Zug der Lust an grausamen Schauspielen in den

Kauf nehmen; das spanische Stiergefecht ist davon das bekannteste Beispiel, aber vielleicht nicht einmal das beredteste. Bei den Wettrennen im römischen Karneval wurden am Tage der „berberi“ die, also nach ihrer nordafrikanischen Herkunft benannten, Pferde mit brennenden Feuerwerkskörpern zur Schnelligkeit angetrieben. Goethe und nach ihm Gaudy haben das eingehend geschildert.

Rochegrosses Bild kennzeichnet und individualisiert die ältrömische Jugend vortrefflich. Mit welcher Spannung und Genugthuung diese Kinder auf den Kampf der zwei Wachteln blicken! Jener Knabe dort mit den noch kindlich unentwickelten Zügen und den gierigen Augen wird als Prokonsul eines Tages die unterworfenen „barbarische“ Provinz mit harter und schnell raffer Hand verwalten, und das halberwachsene schöne Mädchen ihre Sklavinnen mit schonungsloser Grausamkeit tyrannisieren.

Cajus Möller.



Lustige Unterhaltung. Gemälde von Hermann Kaulbach.

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

zu entscheiden; ob das Schickliche auch zugleich das Wahre und das Gute war, hat niemand sie fragen gelehrt.

Sie folgt denn auch diesmal dem alten Gesellschaftsinstinkt, kehrt nach London zurück, heiratet ihren reichen und verderbten Verlobten, wird die Mutter von elenden, schwachsinigen Kindern und stirbt nach Jahren unsäglichen Leidens und täglicher Qual; eine überflüssige Frau, weil sie in keiner Weise dazu gekommen ist, ihre Bestimmung zu erfüllen. Gesellschaftliche Vorurteile verhinderten sie, den Mann zu heiraten, den die Natur ihr bestimmt hatte, und dieselben Vorurteile verhinderten sie auch, ihre Kraft und Begabung an eine nützliche Arbeit zu setzen. Scharf fährt die Verfasserin über eine Welt hin, in der „it is all sexuality on one side with its correlative sensuality on the other,“ und wo die Frau ihren natürlichsten Begehren ein: „Ich darf nicht,“ „Ich wage nicht,“ zurnst, und somit dazu beiträgt, daß die traurige Komödie immer weiter gespielt wird.

(Schluß folgt.)

### Harriet Beecher-Stowe †.

Nachdruck verboten.

Die Verfasserin von „Onkel Toms Hütte“, wohl die einflussreichste und erfolgreichste Schriftstellerin, die je gelebt hat, die Sklavenbefreierin Frau Harriet Beecher-Stowe ist zu New-York im Alter von 84 Jahren gestorben.

Im Jahre 1851 war es, als sie für die Zeitschrift „National Eva“ ihre weltbewegende Erzählung „Uncle Toms Cabin“ lieferte, die im nächsten Jahre als Buch erschien und nicht nur in Amerika, sondern in allen Erdteilen eine derartige Sensation erregte, daß sie rascher und weiter verbreitet wurde als die Schriften aller jener bedeutenden und berühmten Schriftstellerinnen, mit deren dichterischen Leistungen die schlichte, rührselige Erzählung der Verstorbenen nicht entfernt verglichen werden darf.

Der Erfolg der genannten Erzählung war beispiellos; in Amerika ist sie in nahezu einer Million Exemplaren verbreitet, in England erschien sie in etwa vierzig Auflagen, in Deutschland in fünf verschiedenen Uebersetzungen und Bearbeitungen, die alle denselben großen Erfolg beim Publikum hatten.

Dieser fast zufällige ungeheure Erfolg von „Onkel Toms Hütte“, der mehr in dem Stoffe und in der Tendenz als in dem Werte des Buches begründet war, erhob Mrs. Harriet Beecher-Stowe mit einem Schlage zu einer Weltberühmtheit, der ihre sonstige literarische Befähigung aber nicht gewachsen war und die ihr deshalb zeitweilig umbehaglich blieb. Ihre weiteren Schriften, meist religiöse Dichtungen, sind unbekannt geblieben, und selbst ihre kühnen Byron-Entwicklungen verloren sehr bald das Interesse der Leser.

Harriet Beecher war am 14. Juni 1812 als Tochter eines Predigers in Connecticut geboren und hatte in ihrer Jugend reichlich Gelegenheit, das Elend der schwarzen Sklaven von Grund aus kennen zu lernen. Sie bildete sich für das Lehrfach aus, heiratete 1836 den Professor Calvin Ellis Stowe und schrieb fünfzehn Jahre später ihr zweibändiges Hauptwerk, das einen Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte nahm wie kaum ein andres Buch und das ihr auch reiche pekuniäre Erträge brachte, wiewohl der Schutz und der Ertrag geistigen Eigentums noch nicht auf der heutigen Höhe standen.

Auch für die Jugend bearbeitete sie den dankbaren Stoff unter dem Namen: „A peep into Uncle Toms cabin, for children“ und rief damit jene unzähligen Jugendbücher in die Erscheinung, die die schicksale Onkel Sis — so hieß der Held der Erzählung ursprünglich — in allen Sprachen der Welt erzählen. Auch eine Dramatisierung von „Onkel Toms



Harriet Beecher Stowe

„Hütte“ wurde viel gespielt und war jahrelang das Hauptrepertoirestück der Negertruppen.

Der Hauptheld der Erzählung war ein gewisser Josiah Henson, ein Vollblutneger mit verkrüppelten Armen; die grausamen Züchtigungen seitens eines Sklavenaufsehers hatten dieses Gebrechen verschuldet. Der Ruhm von „Onkel Toms Hütte“ erstreckte sich auch auf Henson, der späterhin Prediger einer farbigen Gemeinde wurde, große Reisen machte und selbst in Windsor Kastle vom englischen Hofe empfangen wurde. Seine Selbstbiographie wurde von Mrs. Beecher-Stowe herausgegeben.

Nach dem Tode ihres Gatten, der seine Professur niedergelegt und zuletzt ein literarisches Wochenblatt „Hearth and home“ redigiert hatte, lebte sie in stiller Zurückgezogenheit, die Früchte ihres berühmten Buches, an welches sie zuletzt gar nicht mehr erinnert werden mochte, genießend, in Connecticut, schließlich in New-York, wo sie am 1. Juli d. J. gestorben ist.

### Geheimrathstochter.

Skizze von J. Kettler.

Nachdruck verboten.

„Unsre Grete gefällt mir nicht, Herr Sanitätsrat,“ sagte die Frau Geheimrätin zu dem alten Arzt und Freunde der Familie. „Sie wissen, daß sie sonst immer guter Laune ist, lustig vom Morgen bis zum Abend. Sie hat's ja auch gut: nichts zu thun, eigentlich nur Plätscher — wie sich das so für ein junges Mädchen gehört. Nun wird sie aber, wie es mir scheint, nervös. Sie hat eine merkwürdige Unruhe; ihre kleinen Liebhabereien langweilen sie, eigentlich ist sie immer unzufrieden. Zwar nimmt sie sich zusammen, aber ich merke ihr's an. Dabei klagt sie nicht über irgend was Bestimmtes, kein Kopfschmerz, nichts. Nicht der kleine Finger thut ihr weh, sagt sie. Als ich sie fragte: „Fühlst du dich müde, Kind, angegriffen?“ antwortete sie: „Im Gegentheil, mir ist, als könnte ich Wände einreißen.“ Und neulich erklärte sie mir: „Mama, es ist wohl albern von mir, aber manchmal möchte ich diese dummen Blümchen und Blättchen, die ich da im Atelier aufs Papier pinsele, mitten durchreißen. Und meine italienische Stunde, meine Gefangstunde — ordentlich Widerwillen macht mir das alles! Ich habe doch nun mal weder Sprachtalent noch Stimme!“ — Sehen Sie, so ist sie! Das, was allen ihren Freundinnen Spaß macht, findet sie abstoßend, langweilig! Bälle, Gesellschaften — auf nichts freut sie sich mehr. Das muß doch krankhaft sein! Fragt man, was sie eigentlich möchte,

dann sagt sie: „Mich einmal ordentlich ausarbeiten.“ Ein junges Mädchen und solche Ideen! Nicht wahr? — Stellen Sie sich vor: vorgestern sieht sie vom Fenster aus zu, wie gegenüber Kohlen ins Haus getragen werden. „Sieh nur, Grete, das arme Weib, wie es sich placken muß,“ sage ich. „Was ist dabei, Mama,“ antwortet sie: „ich denke, es muß wohlthun, wenn man ordentlich zugreifen kann!“ Und gestern abend, als sie mir gute Nacht wünschte, sagte sie: „Mama, eigentlich ist es doch zum Tollwerden, wenn man jeden Abend mit dem Gedanken zu Bett gehen muß, heute hast du wieder nichts, aber auch garnichts gethan!“ Diese merkwürdige Aufgeregtheit ängstigt mich, lieber Doktor. Was kann man da machen?“

„Vor allem muß die Grete mal herkommen,“ meinte der Arzt, „den Fall müssen wir in der Nähe betrachten.“

„Na, hier mal vor's Brett, schwerkranke Patientin!“ hieß es dann, als Grete kam. „Also wir fangen Griffen, was? Mit zwanzig Jahren? Das ist bedenklich!“ Und der gutgelaunte alte Herr sah das junge Mädchen lächelnd an.



Wachtelkampf im alten Rom. Gemälde von G. Rochegrosse.

„Wir haben eine schwere Krankheit,“ sagte er nach einigen Minuten der Ueberlegung, „eine Krankheit, die heute leider recht selten ist: wir sind gesund wie der Fisch im Wasser, wir sind zu gesund, wir strotzen vor Lebenskraft. Und diese Kraft will heraus, will ausgearbeitet sein. Sie müssen zunächst viel spazieren gehen, Greden. Aber ordentlich, scharf gehen, zwei Stunden! Ganz müde müssen Sie nach Hause kommen!“

„Das thue ich ja täglich, Herr Sanitätsrat.“

„Nun, dann schwimmen, turnen — alles, was Sie müde macht!“

„Thue ich auch, Herr Sanitätsrat.“

„Und wenn Sie der Mama gelegentlich ein wenig zur Hand gingen, so kleine Pflichten im Hause übernehmen? Wie wäre das, Fräulein Grete?“

„Ach, Mama hat nichts für mich zu thun, und Papa auch nicht. Was die Luise und die Minna nicht machen können, besorgt Mama selber. Und als ich neulich Papa fragte, ob ich ihm nicht helfen, ihm was abschreiben oder überlesen könnte, da hat er mich ausgelacht.“

„Ja, Sie müssen wissen, lieber Doktor, das Fräuleinchen hat auch seine Launen. Als ich gestern sagte: Grete, du kannst dich nützlich machen, die Blumen begießen und von den Nipp-sachen den Staub wischen, da meinte sie altklug: welche Zeitverschwendung, diesen porzellanenen Rehen und Tackeln die Füße und Schnäuzen abzuküßen! Sie klagt, daß sie mit ihrer Zeit nichts anzufangen weiß, und giebt man ihr mal etwas zu thun, ist's auch nicht recht.“

„Weil ich nicht mal etwas, nicht ein klein wenig, sondern ordentlich arbeiten will, Mama.“

„Kind, welche Idee — denke an unsern Stand.“

„Na, nur Geduld, gnädige Frau,“ sagte der Arzt zu der Geheimrätin, „der Fall ist nicht so ernst, die Sache wird sich mit der Zeit schon machen. Aber recht ernst steht es mit Ihrem Herrn Gemahl: das Arbeiten bis tief in die Nacht hinein muß unbedingt aufhören! Das ist Gift für ihn!“

\* \* \*

Und doch — immer wieder, Nacht für Nacht nahm er dies Gift. Kam er um acht Uhr vom Bureau, dann nahm ihn zwar das Glück und der Friede seines Hauses weich in die Arme, und den müden Mann erfrischte es wunderbar, wenn das übermüdete Töchterchen ihm die Wiße und Schnurren erzählte, die es im Atelier gehört hatte. Die Augen blitzten mutwillig dazu, das ganze pikante Gesichtchen war Leben und Geist. Wie gut er es doch hatte! War er müde, so hatte er die Grete, die ihn wieder „aufraffelte“; war er verstimmt, dann war seine liebe, verständige Frau bei der Hand, ihm die schlechte Laune anzusprechen. Am Abendlich aber nach dem Thee, Punkt zehn Uhr, zündete das Hausmädchen die Lampe auf seinem Schreibtisch an, und sobald ihre Milchglastuppel wie ein lockender, sanfter Vollmond vom Theetisch aus zu sehen war, stand der Geheimrat auf, sagte Frau und Tochter gute Nacht und ging in sein Arbeitszimmer.

Es ist erstaunlich, was eine kurze Pause macht: mit der Arbeitslust eines fleißigen Bierzigers war der Sechzigjährige am Werk. Allerdings kam allabendlich eine unbequeme Zeit, so gegen Mitternacht, da mußte er thätig mit aller Macht gegen den Schlaf ankämpfen. Wie ein Zustand halber Narose lag es dann auf ihm. Das leise rhythmische Summen der Gaslampe, der diskrete, fast zögernde Pöbelgang der Wanduhr — die schwindenden Sinne empfanden diese einzigen Geräusche in der Stille ringsum wie ein Pulsieren, das schwächer und schwächer wurde. Zum Glück machte dann meistens irgend ein lärmender Ton von der Straße her den Einschlafenden wieder munter: ein Peitschenknall, lautes Sprechen und Lachen spät Heimkommender, ein Pfiff von der nahen Eisenbahn her. Mit einem Ruck war der alte Herr wieder wach, wach wie am Tage. Und nun ging's ganz mühelos; kein Schlaf mehr, keine Müdigkeit. Es war noch nicht drei Uhr, da lag der Artikel fertig da. Fünfzig Mark in wenigen Stunden Nachtarbeit verdient!

„Um, der Doktor hat gut reden,“ dachte er. „Wo soll es denn herkommen? Das Gehalt geht zum Leben drauf. Vermögen — feins! Ein Narr wäre ich, gäbe ich das Arbeiten jetzt auf, wo mir die Zeitungen offenstehen. Nur noch einige Jahre so — und für die Kleine ist gesorgt.“

\* \* \*

Aber nicht erst nach Jahren, sondern schon nach Monaten mußte er von der Arbeit scheiden. Sie hatte ihn ausgezehrt durch ihr Uebermaß — in ganz kleinen Wiffen, aber unablässig und ohne Erbarmen. Nun hatte er ausgearbeitet.

Auf dem Rückwege vom Friedhof fuhr der Sanitätsrat mit zwei Kollegen des Verstorbenen im selben Wagen. Die alten Geheimräte fröstelten trotz ihrer Pelze. In einem Nebeltag im November hinter den beschlagenen Fenstern einer Trauerkutsche sitzen und durch die Schönebergerstraße nach Berlin hineinfahren — das ist auch zum Frösteln.

„Da war leider nichts zu machen,“ hatte eben der Arzt gesagt. „Ich habe ihm schon vor langer Zeit klaren Wein eingeschenkt, habe ihm versichert, es würde sein Tod sein, wenn er so weiter mache. Sehen Sie, seit Jahren keine ganze Nacht Schlaf, in seinem Alter! Aber er hörte nicht. Einmal, als ich ihn besonders scharf ins Gewissen geredet hatte, wurde er ärgerlich: „Glauben Sie, Doktor, ich könnte ruhig sterben, wenn ich nicht für die Grete gesorgt hätte? Soll sie hungern, wenn Vater und Mutter einmal gegangen sind?“ Ich lachte ihn aus und sagte: „Um Ihre Grete brauchen Sie sich keine Sorge zu machen, die übernimmt bald ein Herr Gemahl, das müßte doch mit dem Kuckuck zugehen, wenn die Grete eine alte Jungfer würde!“ Aber skeptisch meinte er: „Geheimrats-töchter sind einmal geborene alte Jungfern. Schätze kann ein Beamter vom Gehalt schwerlich ansammeln, und von der karg bemessenen Pension kann gerade die Witwe noch leben; das Kind hat keine Ansprüche mehr. Aber gleichviel, ob alte Jungfer oder nicht — ich muß als Vater für meines Kindes Zukunft sorgen, solange ich kann. Und was gehört heute zur Existenz, es wird alle Jahre schlimmer!“

Als ich andern Tags dann die Grete sah, blühend wie das ewige Leben, lachend, glücklich, übermüht — wahrhaftig, es gab mir einen Stich ins Herz, und ich konnte von dem

Gedanken nicht loskommen, warum wohl ein Leben, das in voller Kraft und Jugendfrische steht, dem Arbeit eine Wohlthat wäre — warum es, statt von eigener ordentlicher Berufsarbeit zu existieren, unbewußt ein andres, zur Reize gehendes Leben auffaugen muß?“

Sie waren am Potsdamer Thore angelangt. „Auf Widersehen“ sagten sie und schüttelten einander die Hände; der Arzt stieg aus und legte den kurzen Weg bis nach seiner Wohnung zu Fuß zurück.

„Der ist heute mal recht sentimental,“ meinte der eine der beiden Zurückbleibenden.

„Berufsarbeit unserer Töchter? Welche Schulle,“ sagte der andre achselzuckend, „der gute Doktor wird alt.“

### Eine Kritik der Kneipp-Kur.

Von Dr. med. J. Reinhardt.

Nachdruck verboten.

Völlig verfehlt wäre es, sich mit einem gleichgültigen Achselzucken über die Behandlungsweise des Wörishofener Pfarrherrn hinwegsetzen zu wollen. Nicht weil heute ungezählte Leidende den Ruhm seiner wirklichen oder angeblichen Erfolge in alle Lande tragen, sondern weil in der That der Kern seines Strebens sich als anerkennungswert erweisen hat. Freilich was an Kneipp's Methode existenzberechtigt ist, das hat zum größten Teil schon vorher sein Vorgesetzter erworben. Allerdings muß zugestanden werden, daß durchaus nicht alle Aerzte sich des Wertes dieser erprobten Grundgedanken der Kneipp'schen Methode bewußt sind. Ebenso soll zugegeben werden, daß Kneipp mit einer gewissen genialen Kraft für die Verallgemeinerung einer an sich segensreichen Idee eingetreten ist. Mit einer eisernen, aber auch einseitigen Energie von einem Ausgangspunkt fortschreitend, strebt er unberrückt einem bestimmten, festen Ziele zu. Darin liegt der eine große Vorzug, liegt das die Masse Verblendende, liegt aber auch — der Irrtum des Mannes.

Wo der auf ausschlaggebende Studien Fußende und mit allen Erfordernissen der Forschung ausgestattete Arzt ein Gefühl menschlicher Schwäche und das Bewußtsein seines Nichtkönnens hat, da giebt es für Kneipp kein Hindernis, keinen Stillstand, keine Erkenntnis eigener Unzulänglichkeit. Aber dieses Selbstbewußtsein, diesen Glauben an seine Heilkunst weiß er auch andern einzulösen.

Und hier tritt das merkwürdigste und wohl wichtigste Hilfsmittel seiner Thätigkeit in die Erscheinung, das Moment, das ihm in der That oft ein nicht fortzuleugnendes Uebergewicht über den wissenschaftlich gebildeten Mediziner giebt: die suggestive Wirkung auf die Menge.

Diese suggestive Gewalt einer imponierenden Persönlichkeit, ähnlich jener eines wunderhätigen Bildes, deren heilende Kraft eine Bestautorität, wie der jüngst verstorbene französische Nervenarzt Charcot für gewisse nervöse Krankheitsformen so anschaulich geschildert hat, erwirbt dieser einfache Landpfarrer mit Hilfe des die Menge faszinierenden Milieus, das ihn umgiebt. Daher in einigen Fällen seine nicht abzuleugnenden und schätzenswerten Erfolge. Entfagungen, für die der Patient nach Zurückziehung des Arztes meist schwer zu haben ist, legt er sich unter so gestalteten Verhältnissen mit einer gewissen Begeisterung und Leidenschaftlichkeit auf. Und vieles, was er dem Ratgeber zuschiebt, ist hauptsächlich das Verdienst desjenigen, der so willig dem Räte folgte.

Wenn wir aber von diesen Suggestionsercheinungen absehen, so bleibt von der Kneipp'schen Lehre noch ein wichtiges Moment bestehen, das die Aerzte zur Nachsicherung auffordern sollte: die strenge Konsequenz, mit der Kneipp der Berweidlichung und den Gesundheitschädigungen des modernen Lebens entgegenarbeitet.

Denn bei der nervösen Hast unsrer Zeit, der Blitzschnelle aller Vorgänge, den bedenklich zunehmenden Anforderungen und Mühen im Kampf ums Dasein, die in der That heute sehr vielen die Rücksichtnahme auf ihr körperliches Wohl erschweren oder gar unmöglich machen, und andererseits bei den gesteigerten Genüssen und Bequemlichkeiten, die den wunderbaren Erfolgen der modernen Technik entsprossen und die mit Glücksgütern Gesegneten nur zu leicht einer Berweichlichung und übergroßen Empfindlichkeit überliefern, hat Kneipp mit seiner strengen Abhärtungskur bei allen derartig affizierten Leuten gewonnenes Spiel. Die meisten dieser Personen, die zu Hause in einfachster und bequemster Weise von ihrem Magen- oder Darmkatarrh, ihren Kopfschmerzen und ihrer Schlaflosigkeit befreit werden könnten, wenn sie sich zu den notwendigen Einschränkungen bereit finden ließen, müssen erst nach Wörishofen kommen, um an der Hand der Natur zur Natur zurückgeführt zu werden.

Und eben weil die Verhältnisse nun einmal so liegen, kann auf diesem beschränkten Gebiet der Kneipp-Kur eine Anerkennung in bestimmten Grenzen nicht versagt werden.

Aber als Arzt, als Behandler ernstlicher Leiden erscheint Kneipp nicht nur ungeeignet, sondern in vielen Fällen unmöglich. Da er jede Krankheit nach demselben Schema, mit demselben Mittel behandelt, wird er zu leicht zum Kurpfuscher. Zugegeben, daß er ein hervorragend aufmerksamer Beobachter ist. Aber was nützen Worte, wo Begriffe fehlen, was hilft die Konstatierung eines Geschehnisses, wenn die Erklärung für den Vorgang, die Klarlegung seiner Ursache mangelt?

Um den Laien ein Verständnis für die mitunter verhängnisvollen Irrtümer der Kneipp'schen Lehre zu erschließen, genügt keineswegs der Nachweis, daß seine Grundanschauung über das Auflösen und Ausscheiden von Krankheitsstoffen seit zwei Jahrhunderten überwunden und verlassen ist; denn das hieße eine genaue Befantheit mit dem Grundstock des Gebäudes der heutigen medizinischen Wissenschaft voraussetzen. Es gilt, an der Hand der Thatfachen zu zeigen, zu welchen Verirrungen er bei der unbeschränkten Ausübung der gesamten Heilkunde bisweilen gelangen muß.

Kneipp kennt als Grund aller Krankheiten nur zwei Ursachen: eine Störung des Blutkreislaufes oder eine Blutentmischung. Und seine ganze Therapie besteht dementsprechend nur in dem Bestreben, die Widerstände im Blutkreislauf zu beseitigen oder die schlechten Säfte aus dem Blute auszuschleiden zu lassen.

Nun ist aber der Sitz jeder Krankheit zunächst eng begrenzt und scharf umschrieben. Und der wissenschaftliche Arzt hält es daher für seine erste, unerlässliche Pflicht, diesen Ursprungsort aufzuspüren und gegen ihn die ganze Gewalt seiner Angriffe zu richten.

Wir finden z. B. bei einem Kinde weiße Beläge auf den Mandeln. Es ist ganz gleichgültig, um welche Form einer Erkrankung der Halsorgane es sich handelt. Denn alle Halsentzündungen von der gewöhnlichen Mandelaffektion bis zur diphtherischen sind zunächst lokale Prozesse. In dem Orte der Infektion heißt es also den Hebel ansetzen und die verderblichen Pilze vernichten. Ob wir unsere örtliche Behandlung noch durch allgemeine Stärkungsmaßnahmen unterstützen, ob wir Aufschläger oder Wicklungen hinzufügen wollen, ist von geringerer Bedeutung; aber verhängnisvoll würde hier das Außerachtlassen einer energiegelichen direkten Therapie sein. Ein diphtheriekrankes Kind einer Kneipp-Kur zu unterwerfen, würde einfach ein Verbrehen sein.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den durch Wundentzündung veranlaßten Krankheiten, sowie bei den schwereren geschwürigen Affektionen. Von dem rechtzeitigen Einleiten einer entsprechenden lokalen Behandlung hängt oft das Leben des Patienten ab. Was nützen alle Ströme kalten und warmen Wassers bei den Eiteransammlungen der sogenannten „bösen“ Finger u. s. w.? So manches verkrüppelte Glied redet eine stumme, aber einbringliche Sprache, daß kein Befizier aus der thörichten Furcht „vorn Schneiden“ sich einstmals der sachgemäßen Behandlung entzogen hat.

Andre Erkrankungen wiederum, wie z. B. der akute Gelenkrheumatismus, üben ihre Schädigungen zwar an einer eng umgrenzten Stelle aus; wir können unsere Heilmittel jedoch nicht gegen den Erkrankungsherd, in genanntem Falle gegen die ergriffenen Gelenke richten, sondern müssen zur Darreichung von entfernteren Stellen, vom Magen und Darmkanal oder der Haut aus, schreiten.

Und das sind gerade diejenigen Erkrankungen, die dem ärztlichen Können die geringsten Schwierigkeiten bereiten, weil wir in der glücklichen Lage sind, Medikamente zu besitzen, die eine fast nie ausbleibende Wirkung ausüben und daher den anerkennenden Namen „Spezifika“ erhalten haben. Die Wunderwirkung des Salicyls, des Chinins, des Eisens und wie sie alle heißen, sind bei der Kneipp-Kur unbekannte Größen. In Unkenntnis ihrer chemisch-physiologischen Kräfte werden jene Mittel, die die Kostbarkeiten unsres Arzneischatzes bilden, verworfen.

Einen akuten Gelenkrheumatismus, eine Malaria nach Kneipp zu behandeln, wäre unverantwortlich. Denn im günstigsten Falle vermögen seine Latwergen, Thees und seine Wassermanipulationen zwar nicht direkt zu schaden, haben aber doch eine Verzögerung der für schnelle Heilung notwendigen Maßnahmen zur Folge.

Am besten scheinen die Verhältnisse für die Kneipp-Kur noch bei der Behandlung der Stoffwechselerkrankungen zu liegen. Denn hier sind in der That strengste Diätvorschriften am Platze, um nennenswerte Erfolge zu zeitigen. Aber auch auf diesem Behandlungsgebiete macht sich die Beschränktheit der Kneipp'schen Vorschriften erkennenbar, die z. B. der Wunderquelle Karlsbads auch nicht die winzigste Stelle unter den Heilmitteln einräumen und alle Mineralwässer, also die natürlichsten Hilfsquellen menschlicher Leiden, befehlen.

Wenn Kneipp es aber fertig bekommt, Säuglingen Malzkaffee statt Milch zu verabfolgen, wenn er die Wassertrübung nach Ausspülen eines Wickels auf den „aus dem Körper ausgezogenen Urat“ zurückführt, so bekundet er hier über den Stoffwechsel des Menschen derartige Kenntnisse, die seine Ratschläge hier als eine entschiedene Gefahr für die Patienten erscheinen lassen.

Und gerade bei organischen Leiden ist diese Gefahr besonders akut. Denn derartig affizierte Personen bilden das Hauptkontingent der Kneipp'schen Pfleglinge, wie überhaupt aller nicht zumtunmäßigen Mediziner. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es meist unmöglich ist, entartete Organe völlig wiederherzustellen, oder doch außerordentlich schwierig, organleidenden Patienten rasche Erleichterung zu verschaffen. Wie viele plötzliche Todesfälle sind besonders bei Brust- und Herzkranken auf die Befolgung einer rigorosen Wasserkur zu schreiben!

Uebrigens bleibt Kneipp bei der Aufstellung seines Heilplanes nicht konsequent. Zum Beispiel verwirft er sonderbarer Weise die Anwendung der Douche, die doch in der That ganz dieselbe Wirkung ausübt wie seine Gießungen. Während er seinen Patienten nicht gestattet, den Halswickel, dessen gute Wirkung bei andauerndem Gebrauch doch seit Alters her wohl bekannt ist, längere Zeit anzuwenden, erlaubt er ihnen, den Fußwickel die ganze Nacht zu tragen. Ferner erklärt er sich ohne Angabe von Gründen gegen die üblichen Dampfbäder, während er, gleichfalls ohne Beweis, seinen Dämpfen den wunderbarsten Einfluß zuschreibt. Seine berüht gewordenen Wickel und Aufschläger sind im übrigen nichts andres als eine Modifikation der Prießnitz'schen Umschläge.

Seltam und unbedeutend erscheint in seiner Technik auch das strenge Verbot des Frottierens und der Massage. Das treffliche, jetzt allbeliebte Kneten und Walken findet bei Kneipp keine Unterstützung. Die nach ärztlicher Erfahrung vervollkommnete Massage, die heute Tausenden Hilfe und Genesung bringt, wird von dem Apostel naturgemäßer Behandlung verworfen, weil der „arme Körper zu aller Arbeit noch die gekneteten und gebürsteten Muskeln und die ebenso bearbeitete Haut in Ordnung zu bringen hat“. Während die wissenschaftliche Heilkunde nach kalten Bädern ausdrücklich verlangt, daß die Haut trocken gerieben und tüchtig frottirt werde, um eine intensive Wärmebildung und Tüchtigung des Stoffwechsels zu erzielen, verbietet Kneipp das Abtrocknen des Körpers nach jeder Wasseranwendung.

Im übrigen betonen wir nochmals, daß die Technik gerade die stärkste Seite des Kneipp'schen Verfahrens bildet und nicht unwert erscheint, zum Teil von der ärztlichen Heilkunde übernommen zu werden. Für den Laien aber wird es sich vor einer Kneipp-Kur wie bei der Anwendung aller Abhärtungsmethoden empfehlen, zunächst über die Ursache des Leidens einen sachkundigen Rat einzuholen und sich über die Nützlichkeit einer solchen Kur für den besondern Fall zu vergewissern, denn eines „schickt sich nicht für alle“.

Bücherchau.

„Sein Ich.“ Roman von Emil Noland. Berlin, F. Fontane u. Co. 3 M. — In dem Rahmen eines geschickt komponierten Romans wird das Thema von der „Selbständigkeit der Frau“ behandelt.

„Das Hungerlos.“ Eine tragikomische Geschichte von Heinrich Volkrat Schumacher. Berlin, Bong u. Co. 3 M. — Die Geschichte beginnt wehmütig, tief Ernst. Der Verfasser führt uns in eine Familie ein vom alten, kernigen Landadel, die ohne ihr Verschulden in Not und Elend geraten ist.

„Moni und Mirzl.“ Von Bertha Gräfin von Kuenzberg-Stolberg. Innsbruck, A. Göttinger. 3,60 M. — Die Verfasserin, die sich durch ihre Erzählung „Leber v' Gangsteigln“ in die Litteratur eingeführt hat, bietet in dem vorliegenden Werke eine neue Hochlandsgeschichte.

„Aus der Kumpelkammer der Weltgeschichte.“ Von Eufemia von Adlersfeld-Ballegrem. Berlin W., Schall u. Grund. Geh. 4 M. — Als 7. Band des fünften Jahrgangs der Veröffentlichungen des „Vereins der Bücherfreunde“ erscheint dieses Buch, dessen Blätter das Ergebnis einer „Waggia in der Kumpelkammer der Geschichte“ aufweisen.

„Das Nervenleben des Menschen in guten und bösen Tagen.“ Von Dr. J. L. K. Koch. Ravensburg, Otto Maier. 3 M. — Das Buch behandelt das ganze Gebiet des normalen wie des krankhaften Nervenlebens, bespricht in aufklärender, beruhigender, dabei leichtfasslicher Weise alle einschlägigen Fragen, zeigt, wo die Schäden liegen und wie sie zu überwinden sind.

Elegante Hochsommertoiletten.

(Hierzu Titelbild S. 357.)

Fig. 1 zeigt eine höchst chic gearbeitete elegante Toilette aus graugrüner Seide mit dunkler schattierten Punkten. Der Rock in Glockenform ist ohne Besatz; die Taille hat vorn und hinten eine leichte Schneppe und ist hinten, wie untenstehende Rückansicht zeigt, ganz glatt gearbeitet.



Einfacher, aber recht anmutig ist die für junge Mädchen geeignete Toilette in Fig. 2. Zu dieser ist grün und rot schillernder Alpaka und grüne, indische Seide verwendet. Aus dem Alpaka besteht der Rock und die niederartige, mit Schoß versehene Taille, die, wie obenstehende Rückansicht zeigt, hinten glatt gearbeitet und vorn mit Quersalten ausgefaltet ist.

Recht elegant ist der weiße, mit vergoldetem Gestell ausgestattete Schirm, dessen Ueberzug aus Gaze mit einem breiten Volant aus gleichem Stoff umrandet ist.

Bezugquelle der Kostüme: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer; Hüte und Schirm: Berlin, Herrmann Gerson.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

Der Letteverein, der für seine hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Förderung höherer Bildung und Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes schon viele Auszeichnungen erhalten hat, ist auch in der Berliner Gewerbeausstellung mit einer interessanten Gruppe vertreten, die aus neue von der Tüchtigkeit seiner Lehranstalten Zeugnis ablegt.

Die im Schulgebäude befindliche Gruppe des Lettevereins umfaßt Schülerarbeiten der Gewerbe-, Koch-, Platt-, Kunsthandarbeits-, Zeichen-, Photographie-, Handels-, Haushaltungs- und Seherinnen-Schule. Von besonderem Interesse sind die Arbeiten des Kunsthandarbeitsateliers: Plattstickereien, Leinwand- und Goldstickereien, Applikationen, Paramentstickereien u. s. w., die ganz dem hohen Stande des Kunstgewerbes in Berlin entsprechen.

Die Einweihung des Goethe- und Schiller-Archivs, welches die Großherzogin von Sachsen in Weimar errichtet hat, fand am 28. Juni statt.

Das erste landwirtschaftliche Institut für Frauen in Rußland hat Baroness v. Budberg auf ihrem im Gouvernement Kovno gelegenen Gute Ponemuni vor drei Jahren begründet. Seine Erfolge sind so glänzend, daß nach allen Teilen des Reiches Böglinge derselben für Gutsverwaltungen verlangt werden und selbst von einem der größten Güter in Bayern Nachfragen nach Käferrinnen in Ponemuni eingingen.

Rätseldittichon.

Unter den Steinen in Deutschlands Krone bin ich der größte. Meißter der Töne bin ich, hab' ich zwei Zeichen statt eins.

Verwandlungsaufgabe.

Jedes der obigen sechs Wörter läßt sich durch Veränderung eines Buchstaben in ein andres Wort verwandeln. Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben sowohl die sechs fortgelassenen, als auch die sechs neu aufgenommenen Buchstaben den Namen eines berühmten Mannes.

Füllrätsel.

Grid for the word puzzle with letters F, D, S, G, w, o, e, l.

Die 16 leeren Felder sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die vier wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und bekannte Wörter von je sechs Buchstaben ergeben.

Die Reihen bezeichnen, aber in anderer Folge: 1. einen deutschen Schriftsteller, 2. einen deutschen Komponisten, 3. ein Fahrzeug, 4. ein Spiel.

Auflösung der Metamorphosen-aufgabe Seite 343.

Grid for the metamorphosis puzzle with letters N, i, e, t, e, F, i, n, t, e, F, l, ö, t, e, B, l, ü, t, e, B, l, i, t, z, B, l, i, c, k, G, l, ü, c, k.

Auflösung des Wechselrätsels Seite 343.

Komet, Homer.

Auflösung des Nebus Seite 343.

Der ist am glücklichsten, er sei ein König oder ein Geringer, dem in seinem Hause Wohl bereitet ist.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „August“.

Originalität und vornehme Einfachheit, die schönste Blüte des gebildeten Geschmacks, vereinigt sich in dem reizvollen Kostüm auf dem kolorierten Stahlstich-Modenbild.

Das Kleid aus graugrün und crème gestreifter, mit Chinesenblumen überstreuter Seide hat einen glatten, nach unten ziemlich weiten Rock, der mit cremefarbener Seide unterfüttert und am innern Rande mit Volants aus Seide und Spitze geziert ist. Oben hat er



zu beiden Seiten taschenartige, mit Umrandungen von cremefarbener Spitzenapplikation versehene Einschnitte, die grüne Gazette sichtbar werden lassen. Der Taille liegen vorn Zäckenteile auf; hinten ist sie, wie die obenstehende Rückansicht zeigt, mit einem spitverlaufenden Faltenstich und bretellenartigen Teilen gearbeitet.

Sehr reizvoll ist auch das zur Toilette passende Hütchen aus grünem, losem Kopfgarnest, dem am Rande schmale, abgestufte, weiße Atlasbänder wirkende Strohflecken eingefügt sind.

Der elegante Sonnenschirm ist mit einem Bezug von gelblicher Spitze versehen und am dem grünen Stock mit gleichen Bandhschleifen, sowie einer Rose garniert.

Bezugquelle: Berlin, Herrmann Gerson, Werberischer Markt.

Allerlei fürs Haus.

Das Explodieren der Petroleumlampen. Von der physikalisch-technischen Reichsanstalt, die den Entflammungspunkt des im Handel zugelassenen Petroleum normiert, sind Ermittlungen über die Ursachen der Explosion von Petroleumlampen angestellt worden.

Unglücksfälle, die durch das Ausblasen der Lampen von oben infolge plötzlicher Verbrennung des entstandenen Dampfgemisches im Bassin entziehen, sind so selten, daß sie kaum ein Prozent der Unfälle mit Petroleumlampen bilden.

Die meisten Explosionen sind vielmehr auf schnelles Bewegen oder Schiefhalten der Lampen, sowie auf Ueberhitzung des Bassins zurückzuführen, wodurch leicht Entzündung der Dämpfe im Innern des Brenners oder im Delbehälter hervorgerufen wird; denn schon unter normalen Verhältnissen übersteigt die Temperatur des Dampfgemisches im Brenner und Delbehälter die Zimmertemperatur bedeutend.

Um Explosionen vorzubeugen, sind folgende Regeln zu beachten: Jede Lampe soll einen schweren und breiten Fuß haben, um vor dem Umfallen geschützt zu sein; Delbehälter von Metall sind denen aus Glas und Porzellan vorzuziehen. Der Cylinder muß gut passen und so angebracht werden, daß die Luft nicht seitwärts an die Flamme gelangen kann.

### Die Liebesprache in der Oper.

Von Dr. Ella Mensch.

Nachdruck verboten.

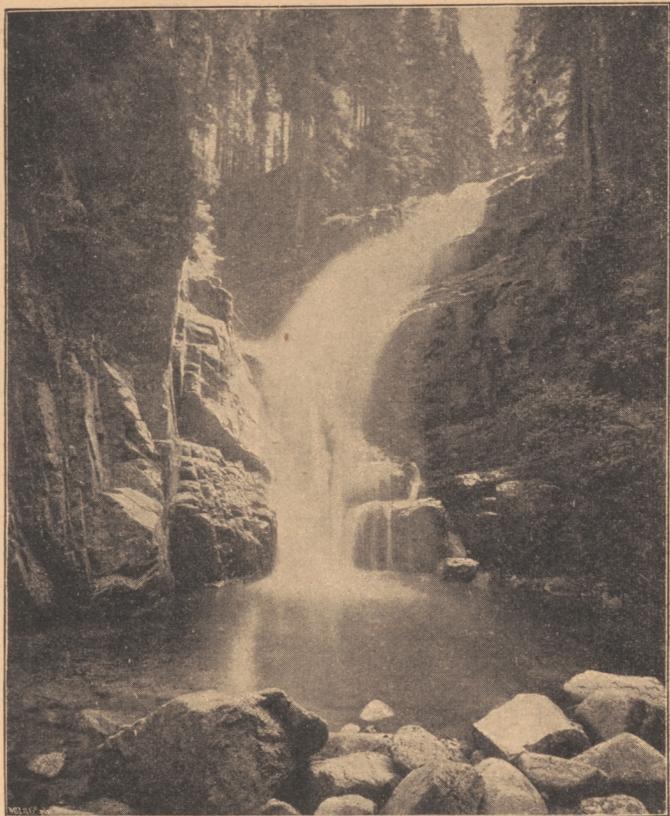
Die Liebe ist der Hauptquell, aus welchem der Inhalt der Oper sein Leben empfängt. Mchuls „Joseph in Aegypten“ dürfte vielleicht das einzige bekannte dramatische Tonwerk sein, das von diesem mächtigen Faktor Abstand genommen hat. In den Opern der älteren Italiener und Franzosen wimmelt es von mythologischen und historischen Liebespaaren, aber der mäßige Grad von Bewegung und Wärme läßt sie nur zu einem marionettenhaften Dasein gelangen, und selbst die in dramatischer Hinsicht vorgeschrittene Sprache Glucks kommt über diesen Mangel individuellen Lebens nicht hinweg.

Mozart ist der erste, der die unmittelbarsten Herzensstöne angeschlagen hat, und doch wird auch bei ihm das ursprüngliche Empfindungsleben häufig erstickt durch das Gebundensein an feststehende Formeln und die Rücksicht auf die Ansprüche der Gesangs-koryphäen. Wo sich aber der Meister voll und ungehindert seinen künstlerischen Instinkten überlassen darf, da fühlt der Hörer sich immer von einem Born ureigensten Schönheits- und Lebensgefühls überrieselt. Wo Mozart ganz seine Persönlichkeit in eine Opernsituation hineintragen, sich uneingeschränkt an die Stimmung des Augenblickes ansließen konnte, da vernehmen wir auch immer den Herzschlag eines Menschen, der das allgemeinste Gefühl in die vornehmste Form zu kleiden weiß. Hauptsächlich sind es drei Opernarien, die dieses vornehme Stilgepräge tragen und hinsichtlich des Ausdruckes für das Liebesgefühl alles Danebenstehende weit hinter sich lassen: die Arie der Gräfin in „Figaros Hochzeit“ („Laß mich sterben, Gott der Liebe“), die Bildnissarie des Tamino, die (in dem Satz: „Ich fühl's, wie dieses Mädchens Bild mein Herz mit neuer Regung füllt“) die Frühlingsahnung, das Knospenhafte der Liebesneigung andeutet und diese Stimmung auf ihren Höhepunkt führt, und drittens die Oktavo-Arie: „Thränen, vom Freunde vergossen“, dieses Hohelied unbegingter Hingabe und Treue.

Im Prinzip heben sich diese Nummern wesentlich ab von der gefühlständlerischen Sprache eines Cherubim, Don Juan, Amaviva, einer Zerline, Elvira u. a. Für das Flackerfeuer der Leidenschaft, für jene Gefühle, die sich aufsprüngen, um dann sehr bald in Asche zu sinken, ist übrigens bis jetzt niemand ein so bereiteter Dolmetsch in der Musik gewesen wie Mozart. Aus der Arie des Bagen: „Ihr, die ihr Triebe des Herzens kennt“, aus dem Gesang des Grafen: „So atm' ich denn in vollen Zügen“, aus dem verliebten Ständchen Don Juans für das Kammerkätzchen geht das starke Erfüllthein vom Moment, das Hingenommensein von einer heißen, aber flüchtigen Erregung mit unverkennbarer Deutlichkeit hervor.

Unmittelbar an Mozart schließt sich die Gefühlswelt Beethers und Beethovens an. Die idyllische Romantik des Komponisten des „Freischütz“ ist von der metaphysischen Romantik Wagners freilich noch sehr weit entfernt. Das zeigt sich vielleicht gerade in der verschiedenen Auffassung des Liebesgefühls. Schlichte Züchtigkeit ist der hervortretende Zug nicht nur in der Neigung von Agathe und Max, auch in den Gefühlen, die zwischen Euryanthe und Adolar bestehen. Der Glaube an die Treue und Beständigkeit des andern, dem sich hier und da eine weiche, schwärmerische Regung beimischt, ist die Voraussetzung für die zärtlichen Melodien, welche Euryanthe und Adolar, welche Hilon und Rezia miteinander austauschen.

Beethovens „Fidelio“ hat man das Hohelied der Gattentreue genannt, doch abgesehen von diesem Haupt- und Grundmotiv finden sich darin auch fast alle die zarten und tiefen Gefühle geschilbert oder zum mindesten gestreift, in welchen die Liebe ihr Wesen darlegt. Zunächst wäre da die Arie Marzellins: „D, wär ich doch mit ihm vereint“ zu nennen, in der sich die frühlingzarte Sehnsucht erwachender Liebe kundgibt. Der Einwand, daß die Liebesprache in diesem Falle auf einer unwahren Voraussetzung beruhe, da ja aus Fidelio und Marzelline nimmer ein Paar werden könne und folglich das hier geschilderte erotische Empfinden auf den Hörer ohne Eindruck bleiben müsse, ist wenig stichhaltig; denn wer und welche Gelegenheit Marzellins Herz aufschloß, ist für das Wesen der Liebe ganz gleichgültig, ebenso wie an dieser die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Vereinigung nichts ändern kann. Jedenfalls wird Koccos Tochter diese erste, traumhaft schöne Verzeigung nur einmal durchleben; die Beziehung zu Jacquino,



Der Bartenfall im Riesengebirge.

die ja dann später wieder in ihr altes Recht treten muß, verträgt diese Farben nicht. In dem wunderbaren Andantesatz der großen Leonoren-Arie: „Komm, Hoffnung, laß der Miden nicht den letzten Stern erleichen“, liegt eine solche Fülle adeliger Liebeskraft, wie sie sich, auf einen verhältnismäßig engen Raum konzentriert, kaum bei einem andern Komponisten findet. Wenn dann im zweiten Akt das große Zubelduett mit seiner Seligkeit des Wiederfindens einsetzt, ist der Kreislauf erotischer Empfindungen so ziemlich durchgemessen, und was danach Neues auftreten konnte, mußte sich von einer ganz andern Basis aus entwickeln.

Diese neue Basis kommt nun durch Richard Wagner in die musikalische Liebesprache. Die vorher genannten Meister gaben das „ewige Gefühl“ eigentlich mehr oder minder losgelöst von der Angst des Irdischen, in einer Form, die von dem Leben der Affekte nicht mehr unmittelbare Kunde bringt. Wagner geht gerade von diesem Leben und seinen innersten Geheimnissen aus. Alle Tiefen der Menschenbrust werden durch das Pathos seiner Erotik aufgewühlt, dann aber, und das ist das eigentlich Charakteristische für Wagner, folgt nach dem Sturm, dem chaotischen Sinnenaufbruch die große, feierliche Stille, über welche ein hehrer Sternenhimmel sich spannt. So ist's im „Tannhäuser“, so in „Tristan und Isolde“. Das Sinnliche entfaltet sich zum Ueberfinnlichen. Im „Tannhäuser“ sind es noch zwei entgegengesetzte Mächte, von denen die eine die andre niederzwingt; später erfolgt die Läuterung aus dem irdischen Triebe selbst.

Man hat der Liebe bei Wagner so oft den Vorwurf der Sinnlichkeit gemacht, dabei aber ganz übersehen, daß der Meister von Bayreuth mit seiner Erotik immer an die idealen Regungen der Menschenbrust anknüpft. Wo das einmal nicht der Fall ist, wie in dem Preislied Tannhäusers auf Frau Venus, steht die Melodie auch kalt und tot vor unsern Sinnen. Der aufwärts führende Zug in der Liebe ist es, was den Zusammenhang zwischen Wagner und den ältern deutschen Meistern schafft und ihn scharf trennt von romanischen Tondichtern, wie Gounod und Verdi. Aus Gounods eigenen Bekenntnissen wissen wir von seiner tiefen, unbegrenzten Verehrung für Beethoven, aber der Inhalt seiner Musik, besonders das Wesen, welches in seinen Opern die Liebe an-

nimmt, die meist in einer schwülen, mit betäubenden Düften geschwängerten Atmosphäre ihr Dasein entfaltet, läßt nichts davon gewahren.

Vor Wagner kommt für die Schilderung der Liebe in der Oper nur noch Meyerbeer mit seinem großen Duo aus den „Hugenotten“ in Betracht, in welchem ein stärkerer Empfindungsvorrat wohnt als in seinen sämtlichen übrigen Opern, die zwar von der Liebe beständig reden, diese selbst aber niemals zum Ausdruck bringen.

In Joseph Verdis Erotik schlägt uns der heiße Atem eines südlichen Naturells entgegen. Stürmische, vorwärts drängende Leidenschaft, die zuweilen auch den Weg nach höheren Regionen nimmt und besonders für die Momente, wo die Liebe dem Tode entgegensteht (z. B. letzter Akt der „Traviata“, Schlußduett in „Aida“), ergreifende Töne gefunden hat, ist das Bezeichnende dieser Tonprache. Durch die Vielseitigkeit des Ausdrucksvermögens untercheidet sich die Liebesprache in den Verdischen Opern sowohl von der Rossinischen, die über einen ziemlich engen Kreis, die Sprache der lächelnden, tändelnden Anmut nicht hinausdringt, wie von jener der modernen Italiener, welche die Liebe meist an dem Punkte erfassen, wo sie in Haß und Zerstörungswut umzuschlagen droht („Cavalleria“, „Bajazzo“). Das Gebiet ist auch hier begrenzt.

Zur „Liebesprache in der Oper“ haben weder die modernen Franzosen, noch die Italiener, noch die Slawen ein eigentlich neues Blatt gestellt. Bei ersteren ist die Sprache galanter Koketterie, in welcher Auber so Vorzügliches leistete, dem Ausdruck einer gewissen Wärme und Züchtigkeit gewichen. Unter den Neueren sind Thomas („Mignon“) und Massenet („Werther“) die Interpreten des Sehnsuchtsgefühls, der zarten, knospenhaften Neigung geworden. Bei den Slawen kommt ein gedämpfter Ton, eine verschleierte Melancholie in das Aussprechen der Liebesgefühle. Der „Onägin“ Tschaikowskis, der sich an die Stimmung der Puschkinschen Grunddichtung ziemlich treu anlehnt, ist hierfür ein sprechender Beleg.

Je größer und eigenartiger die Oper an sich, je unvielfacher das Empfindungsleben, von desto originellerer Färbung wird immer auch die Sprache sein, in welche die Herzensergießungen der Helden sich kleiden.

### Bilder aus dem Riesengebirge.

Nachdruck verboten.

Auf der Grenze Böhmens und Schlesiens steigt das höchste Gebirge des nördlichen Deutschlands, der mächtige Bergzug der Sudeten, auf, der die Wasserscheide zwischen Donau und Elbe und Oder bildet. Sein mittlerer und höchster Teil ist das sagenhafte Riesengebirge, dessen schöne Thäler und Ortshäfen alljährlich im Sommer das Wanderziel zahlreicher großstädtischer Familien sind. Aus der Begeisterung für die Schönheiten des Gebirges sind ja auch alle jene Sagen von dem großmächtigen Berggeist Ribezahl entstanden, die an Alter der Faustsage wohl gleichkommen, zuerst durch mündliche Ueberlieferung in tausenderlei Variationen von einem Geschlecht auf das andre übertragen und endlich von Dichtern und Schriftstellern, vor allem von Musäus in seinen deutschen Volksmärchen, zu anmutsvollen Erzählungen umgestaltet wurden, die ungeachtet ihres Alters noch immer von neuem jedes Kinderherz begeistern.

Die beliebtesten Reiseziele sind auf preussischer Seite die prächtig gelegene Stadt Hirschberg, Bad Warmbrunn, Hermisdorf, Schreiberhau mit dem Zadenthal und dem dort befindlichen schönen Zadenfall, Schmiedeberg, Krummhübel und andre Ortshäfen; auf böhmischer Seite Johannsbad, Trautnau, Adersbach, Wedelsdorf, St. Peter und die vielen Sommer- und Winterbauden, die teils, den Seehütten der Alpen entsprechend, nur während der Weidzeit im Sommer bewohnbar sind, teils das ganze Jahr bewohnt werden und zugleich zur Beherbergung und Bewirtung der Reisenden dienen. Wie die dicht am Rupagrunde errichtete Riesenbaude am Fuß der Koppe, das Hopsiz auf der Koppe selbst, die vielbesuchte Petersbaude, die elegante Prinz Heinrich-Baude, die Hampelbaude, Schlingelbaude, Neue Schlesiische Baude, Elbsfallbaude, Spindlerbaude und die Wiesenbaude, die die höchste menschliche Wohnung in Norddeutschland bildet.

-5-



Hirschberg in Schlesien.



Die Riesenbaude am Fuß der Schneekoppe.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Hierzu koloriertes Stahlstich-Wodenbild „August“.